

Heimatbuch
des Kreises Viersen
2009

60. FOLGE
HERAUSGEBER: DER LANDRAT DES KREISES VIERSEN

JÜDISCHE KINDHEIT UND JUGEND AM NIEDERRHEIN
DIE AUTOBIOGRAPHISCHEN AUFZEICHNUNGEN
DES DR. MED. JULIUS GRUNEWALD (1860–1929) AUS KALDENKIRCHEN
ERSTER TEIL

AUSGEWÄHLT, EINGELEITET UND KOMMENTIERT VON LEO PETERS

Zur Bedeutung der Aufzeichnungen

Das Bekanntwerden der Kindheit- und Jugenderinnerungen des Sanitätsrates Dr. med. Julius Grunewald (1860–1929) zehn Jahre nach Abschluss meiner Arbeit an der „Geschichte der Stadt Kaldenkirchen“¹ begann mit einer E-Mail seines Urenkels Michael Rowe aus Kansas/USA vom 26. 06. 2007, mit der er einen Besuch in Kaldenkirchen ankündigte und dabei die Existenz dieser Erinnerungen erwähnte. Seine Tante Anne Perls geb. Löwenstein in Los Angeles, 1922 als erste Enkelin Grunewalds geboren, kam meiner Bitte um Überlassung des Textes wenige Tage später nach. Am 27. 07. 2007 besuchten sechs Familienmitglieder aus drei Generationen Kaldenkirchen. Ich erhielt die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Erinnerungen Grunewalds, wofür ich auch an



Besuch von Dr. Julius Grunewalds Nachfahren in Kaldenkirchen am 27. 07. 2007. Am Standort der 1938 von der SA zerstörten Synagoge werden (von rechts nach links) Urenkel Mike Rowe (aus Kansas/USA) und die Enkelinnen Marieli Rowe (Wisconsin) und Anne Perls (California) vom Vorsitzenden des Bürgervereins Heinz-Willi Schmitz und dem Autor dieses Beitrages über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Kaldenkirchens informiert. (Aufnahme: Busch)

1 Leo PETERS, *Geschichte der Stadt Kaldenkirchen, I. und II. Teil, Kleve 1998* (künftig zitiert: PETERS, II).

dieser Stelle meinen verbindlichen Dank abstatte. Sie führt uns in die Erlebniswelt eines intelligenten, vielseitig begabten und aufgeschlossenen jüdischen Jungen, der in der noch in großen Teilen intakten und homogenen religiösen Welt der kleinen jüdischen Minderheit einer niederrheinischen, von Grenzlage und konfessioneller Bipolarität geprägten Kleinstadt aufwuchs.

Vermutlich hat Julius Grunewald beabsichtigt, auch spätere Phasen seines Lebens niederzuschreiben. Dies ist zumindest einer Ankündigung gegen Ende des Textes zu entnehmen. Doch dazu scheint es nicht gekommen zu sein.

Diese Informationslücke wird über weite Strecken durch ausführliche Aufzeichnungen weiterer Familienmitglieder gefüllt. Bei meinen nach erster Kenntnisaufnahme der Aufzeichnungen Grunewalds einsetzenden Recherchen, bei denen mir umfangreiche genealogische Vorarbeiten von Michael Rowe in Kansas zu Hilfe kamen², fand ich ergiebige Materialien im Besitz von Oberstadtdirektor a.D. Prof. Dr. Dr. Raimund Wimmer in Bonn³, eines Enkels von Julius Grunewalds Schwester Henriette, also eines Großneffen von Dr. Julius Grunewald. Henriettes Tochter Martha Wimmer geb. Löwenstein hat auf 1971 datierte Erinnerungen hinterlassen, die für manche Fragen eine willkommene Ergänzung darstellen und sich teilweise wohl auf mündliche Berichte von Henriette Grunewald gründen. Vor allem aber haben Julius' Ehefrau Julie geb. Rubensohn, die 1966 im 102. Lebensjahr in den Vereinigten Staaten starb, und ihre Tochter Lili umfangreiche Erinnerungen hinterlassen, in denen Julius Grunewalds Leben eine zentrale Rolle spielt. Wichtige familiäre und berufliche Stationen bis hin zum Tod Grunewalds 1929 werden hier einleitend zusammengefasst.

Autobiographische Aufzeichnungen von niederrheinischen Juden des 19. Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte bis zum Holocaust sind ausgesprochen seltene Quellen. Ihre Publizierung muss man deshalb nicht lange begründen. Die mit den hier vorgelegten Erinnerungen wohl einzige wirklich vergleichbare Quelle am Niederrhein stellen die 1982 von Gregor Hövelmann herausgegebenen „Erinnerungen“ des aus Geldern stammenden Juden Heinrich Kempenich (1866–1932)⁴ dar. Christoph Nonn nennt sie 2005 „eine einmalige Innenansicht der jüdischen Gemeinde“⁵. In ihrer Aussagekraft und insbesondere in der Intimität der Beobachtung des religiösen Lebens der Juden stehen Grunewalds Aufzeichnungen der in der Forschung hoch geschätzten Geldern'schen Quelle nicht nach⁶. Es handelt sich um eine erstrangige Quelle zum Alltag des ländlichen jüdischen Kleinbürgertum zwischen 1860 und 1880 und ist von weit mehr als ortsgeschichtlicher Bedeutung.

Im Hinblick auf den Ort seiner Kindheit geht das, was in Dr. Julius Grunewalds Erinnerungen mitgeteilt wird, fundamental über das hinaus, was die ohnehin spärlichen amtlichen Akten der Zeit vermitteln, und wird auch längst nicht mehr von der mündlichen Überlieferung erfasst.

2 Nicht näher nachgewiesene, insbesondere genealogische Angaben, künftig auf Grund des von Michael Rowe zusammengetragenen Datenmaterials.

3 Sein großzügiges Entgegenkommen bei der Zugänglichmachung dieser wichtigen Ergänzungen möchte ich hier mit besonderem Dank vermerken.

4 Gregor HÖVELMANN, *Juden in Geldern*, Geldern 1982 (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend 82).

5 *Jüdisches Leben am Niederrhein im Kaiserreich. Das Beispiel Geldern*. In: *Jüdisches Leben im Rheinland. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Herausgegeben von Monika GRÜBEL und Georg MÖLICH, Köln 2005, S. 139. Der Aufsatz basiert auf Christoph NONN, *Zeit der Blüte: Juden in Geldern und Issum 1871–1933*. In: *Juden in der Geschichte des Gelderlandes*. Geldern 2002, S. 68–132.

6 Die 2002 von Michael PHILIPP in Berlin herausgegebenen Erinnerungen des Viersener Lehrers Israel Nussbaum beginnen, soweit jüdisches Leben am Niederrhein betroffen ist, erst 1897. – Israel NUSSBAUM, „Gut Schabbas“. *Jüdisches Leben auf dem Lande. Aufzeichnungen eines Lehrers (1869–1942)*.

Man erhält Einblicke in viele Bereiche von Leben und Lebensbedingungen, die amtliche Akten nicht vermitteln. Zu nennen sind:

- *Der bescheidene, bisweilen zu gemächliche Alltag der Juden, seine religiöse Prägung, die unreflektierte Orthodoxie der äußerst gering gebildeten Juden.*
- *Die ungeachtet dessen existenzielle Bedeutung des Religiösen für das jüdische Kind.*
- *Die innige Schilderung der kultischen Praxis im jüdischen Haushalt einer aufstrebenden und um Bildung bemühten kleinbürgerlichen Familie.*
- *Die Darstellung des von Antisemitismus weitgehend freien Verhältnisses von Juden und Christen.*
- *Die Situation an der Grenze und das schlechte Image der Niederländer.*
- *Der Blick auf den Kulturkampf und die gleichzeitige politische Orientierung der Juden, mit der sie sich von der ultramontan gestimmten Bevölkerungsmehrheit absetzten.*
- *Die Informationen über die gesellschaftliche Schichtung der Kaldenkirchener Bevölkerung – entlang konfessioneller Grenzen.*
- *Der Schulalltag in der auch von den jüdischen Kindern besuchten evangelischen Schule.*
- *Der nicht zu erwartende Besuch der katholischen Rektoratschule durch jüdische Jungen und die dortige Vermeidung jeglicher religiöser Einflussnahme – trotz des Kulturkampfes.*
- *Der gymnasiale Schulalltag in Kleve und die Situation der dortigen Juden.*
- *Die Beobachtungen zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben in der Grenzstadt Kaldenkirchen.*
- *Die Informationen über Freizeitbeschäftigung und die Spiele von Kindern und Jugendlichen um 1870.*

Zur Situation der Juden in Kaldenkirchen während Julius Grunewalds Kindheit

Die kleine Kaldenkirchener Judengemeinde⁷, in deren kultisches Leben uns Julius Grunewald so gründliche Einblicke gewährt, durchlebte in den zwei Jahrzehnten seiner Kindheit und Jugend eine äußerlich vorteilhafte Entwicklung. In der damals um 3000 Einwohner⁸ großen Grenzstadt Kaldenkirchen wuchs auch die Zahl der Juden, und mit der Errichtung einer Synagoge 1873 traten sie für alle sichtbar als Glaubensgemeinschaft hervor. In Julius' Geburtsjahr 1860 wurden in Kaldenkirchen 42 Juden gezählt, 1872 und 1873 waren es 61, die größte Zahl, die je registriert wurde⁹. Grunewald stellt diese Jahre als Zäsur dar, weil es seine Generation gewesen sei, die sich von der traditionellen jüdischen Orthodoxie entfernte. Was er dazu begründend aus dem unmittelbaren Erleben des jüdischen Gottesdienstes in Kaldenkirchen und der Einstellung der ihm gleichaltrigen Juden beschreibt, entspricht dem wissenschaftlichen Befund der Situation im zeitgenössischen Rheinland¹⁰.

7 Zu ihrer Geschichte vgl. neben den einschlägigen Kapiteln der in Anm. 1 genannten Stadtgeschichte Leo PETERS, *Geschichte der Juden in Kaldenkirchen*. In: *Heimatsbuch 1983 des Kreises Viersen*, S. 123–136 und ders. *Aus der Geschichte der Juden im Gebiet der heutigen Stadt Nettetal*. In: *Geschichte der Juden im Kreis Viersen*. Viersen 1981, S. 175–207; künftig zitiert: PETERS, Nettetal.

8 Zur Entwicklung der Bevölkerungszahl vgl. PETERS, II, S. 570f.

9 Vgl. ebd. S. 578.

10 Vgl. Suzanne ZITTARTZ-WEBER, *Die jüdischen Gemeinden in der preußischen Rheinprovinz 1815–1871*. In: *Monika GRÜBEL und Georg MÖLICH (Hg.), Jüdisches Leben im Rheinland. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln, Weimar, Wien 2005, S. 128.

Als die Juden des Ortes 1868 beabsichtigten, eine Synagoge zu bauen, berichtete Bürgermeister Delhees dem Landrat in Kempen: „Die hiesige israelitische Gemeinde besteht aus 8 Familien mit zusammen 56 Seelen nach der Volkszählung vom 3. Decbr. v. J. ... Darunter befinden sich 24 Kinder unter 12 Jahren und kann man meines Erachtens annehmen, daß die Synagoge von 32 Israeliten wirklich besucht wird. Überdies nimmt seit Jahren an den Gottesdiensten 1 Familie aus Lobberich Antheil, wodurch sich die in dem beiliegenden Schreiben des israelitischen Kirchenvorstandes angeführte Seelenzahl von 61 ergeben mag.

Die Mehrzahl der israelitischen Familien ist arm und ernährt sich von unbedeutendem Handel, so dass sie aus eigenen Mitteln zur Erbauung einer Synagoge nur wenig beitragen können. Wenn dieselben auch bisher ihren Gottesdienst in einer bei einer ihrer Glaubensgenossen gemietheten engen, zu beschränkter Stube abhielten, so halte ich die Erbauung einer Synagoge zwar für wünschenswert, jedoch nicht für Bedürfnis mit Rücksicht auf die geringe Seelenzahl. Die Abhaltung des Gottesdienstes in der bisherigen Weise in einem größeren Zimmer dürfte nach meinem Dafürhalten noch für längere Zeit den hiesigen Bedürfnissen entsprechend sein.“¹¹

Dennoch kam es 1873 zum Bau der in schlichter Backsteinausführung errichteten Synagoge. Damit taten es die Kaldenkirchener vielen anderen rheinischen Judengemeinden gleich, die auffallend häufig in den 60er bis 80er Jahren des 19. Jahrhunderts zum Bau einer eigenen Synagoge schritten (z.B. Issum 1865, Alpen und Neuss 1867, Solingen 1872, Geldern und Duisburg 1875, Rheydt 1876, Hülchrath 1876, Stommeln 1882, Gladbach 1883)¹².

Auf nennenswerten Antisemitismus ist Julius Grunewald als Junge in seiner nieder-rheinischen Heimat nicht gestoßen. Wenn christliche Jungen bisweilen versuchten, den jüdischen Kindern Schweinefleisch in den Mund zu stecken, dann verstand er das als altersüblichen Umgang von Kindern mit der Besonderheit von Kindern einer Minderheit, aber nicht als Ausdruck eines rassistisch oder religiös motivierten Antisemitismus. Vielmehr erkannte der jüdische Junge Julius Grunewald sehr genau, wo die eigentliche Trennungslinie unter den Erwachsenen verlief: zwischen Katholiken und Protestanten.

Die Familie Grunewald

Stammvater der bis zum Holocaust in Kaldenkirchen existierenden Familie Grunewald war der Metzger Elias Grunewald (Gronenwald) der sich hier von Breyell kommend mit seiner Frau Agatha geb. Leven niederließ. Das wird zwischen 1823 und 1827 gewesen sein. Das Paar hatte fünf Kinder: Joseph * 2. 6. 1811, Levi * 12. 2. 1813, Salomon * 22. 2. 1815, Simon * 31. 1. 1817 und Johanna * 10. 4. 1823. Sie alle wurden nach Ausweis der Standesamtsurkunden in Breyell geboren¹³. Elias Grunewald unterzeichnete alle Geburtsurkunden in hebräischer Schrift. Elias war 1811 bei der Geburt des ältesten Kindes 35 Jahre alt und bei der Geburt der Tochter 1823 45 Jahre, wird mithin um 1777 geboren sein. Als sein Beruf wird 1811 „marchand“, 1813 „boucher“, 1815 und 1823 „Handelsmann“ und 1817 „Schlächter“ genannt.

11 PETERS, II, S. 384.

12 Siehe z.B. die Abbildungen bei Monika GRÜBEL und Georg MÖLICH (Hg.), a.a.O., S. 126 und 138; außerdem RIEKER und ZIMMERMANN a.a.O., S. 174f. Für Alpen: Juden in der Geschichte des Gelderlandes, Geldern 2002, S. 67 (wonach 1865 auch in Venlo eine Synagoge eingeweiht wurde).

13 Personenbezogene Daten zur Familie Grunewald und ihrem Umfeld folgen, soweit die Quellen im Folgenden nicht exakt nachgewiesen sind, der genealogischen Materialsammlung von Mike Rowe in Kansas/USA oder den genannten autobiographischen Aufzeichnungen.



Dr. med. Julius Grunewald (1860–1929) – Die Fotos von Mitgliedern der Familie wurden von Julius Grunewalds Nachfahren, überwiegend von seiner ältesten Enkelin Frau Anne Perls in Pacific Palisadas/California zur Verfügung gestellt, wofür an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei.

Seit 1827 wird unter den wenigen gewerbetreibenden Juden in Kaldenkirchen kontinuierlich der Metzger Elias Grunewald (1835 wechselt die Schreibweise zu Grunewald) genannt. Nach einer anderen Quelle begann er hier am 1. Januar 1828 sein Gewerbe als Metzger; in diesem Jahr ist er auch erstmals in der Nachweisung der klassensteuerpflichtigen Bürger des Ortes aufgeführt¹⁴. 1847 werden unter den sich selbständig ernährenden männlichen Juden in Kaldenkirchen der Metzger Joseph Grunewald, der Handelsmann Salomon Grunewald und der Gehilfe Simon Grunewald genannt. Sie werden ausdrücklich als Brüder bezeichnet, wobei Simon Gehilfe seines Bruders Salomon war¹⁵. Joseph Grunewald war 1853 zusammen mit Abraham Devries und Friedrich Hertz Synagogenvorsteher¹⁶. In einem weiteren amtlichen Verzeichnis von 1854, das erneut die drei Brüder nennt, wird Simon als Handelsmann bezeichnet. Er war also inzwischen offensichtlich selbständig geworden, was er im Jahr zuvor noch nicht gewesen war¹⁷.

Während Joseph Grunewald unverheiratet blieb, heiratete sein Bruder Salomon Frederica Stern¹⁸. Levi Grunewald taucht 1842 in den Auflistungen der gewerbetreibenden Juden als Viehhändler auf¹⁹. Johanna, die einzige Tochter aus der Ehe von Elias Grunewald und Agatha Leven, heiratete nach im Stadtarchiv Kleve überlieferter Heiratsurkunde 1845 den in Kalkar als Metzgerssohn geborenen Benedicte Michels.

Das von Simon Grunewald gegründete, von seinem Sohn Julius in seinen Schwächen und Stärken geschilderte Textileinzelhandelsgeschäft entwickelte sich offenbar rasch zu einem angesehenen und erfolgreichen Haus. 1877 war Simon Grunewald der fünftbeste Steuerzahler Kaldenkirchens²⁰. Soweit sie den Schritt über den Kleinhandel oder das

14 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 461, Bl. 228 und Nr. 464, Bl. 11

15 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 1580, Bl. 2 f. vgl. auch PETERS, Nettetel, S. 190. (Das dort angegebene Geburtsjahr von Simon Grunewald ist zu korrigieren.)

16 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 1580, Bl. 6.

17 Ebd. Bl. 5 f. und 10.

18 Zu den Kindern aus dieser Ehe vgl. die beigefügte Stammtafel, die auch insoweit den Nettetaler Standesamtsurkunden folgt.

19 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 990.

20 PETERS, II, S. 381.

Metzgerhandwerk hinaus wagten, reussierten die niederrheinischen Juden der Zeit vielerorts im Textilhandel²¹. – Im Adressbuch des Kreises Kempen von 1879 werden übrigens neben dem „Manufacturwaarengeschäft“ von Simon Grunewald ein solches von Elias und von Joseph Grunewald in Kaldenkirchen genannt²².

Der soziale Aufstieg der Familie Simon Grunewald war vor allem durch die Heirat des Simon Grunewald mit Ida Alsberg bestimmt. Die um 1828²³ in Sendenhorst geborene, musisch, besonders musikalisch, offenbar hochbegabte und interessierte Frau stand gleichsam auch am Anfang einer Lockerung der strengen Orthodoxie in der Familie, wenngleich das Religiöse unvermindert lebens- und alltagsprägend war. Man strebte nach Höherem, bemerkt Julius Grunewald in seinen Erinnerungen, was soviel meint wie mehr Bildung, mehr Kultur, mehr bürgerliche Wohlhabenheit.

In der Familie wurde die junge Frau, die ihr Haar offen und zum Verdruss der Grunewalds ohne Scheitel trug, kritisch gesehen, eine Scheidung durchaus in Erwägung gezogen. Weit und breit einzigartig war der Besuch der zunächst katholischen Rektoratsschule durch jüdische Jungen. Julius Grunewald wurde von dieser im Kulturkampf entkonfessionalisierten kleinen Schule in Kaldenkirchen nach eigener Einschätzung sehr geprägt. Auch seine Brüder Albert, Isidor und Hugo gingen in diese Anstalt.

Politisch war die Familie Grunewald liberal und antiultramontan eingestellt. Und man empfand sich geradezu enthusiastisch als deutsch. Vom deutsch-französischen Krieg 1870/71 spricht er zum Beispiel als vom „großen Krieg“. Ein völlig paralleles Bild, das die Erinnerungen von Heinrich Kempenich vermitteln und das Nonn so zusammenfasst: Der Juden „Identifikation mit der deutschen Nation war vollkommen“²⁴.

Zur Zeit des Kulturkampfes galten des Vaters Sympathien eindeutig der Bismarck'schen Politik, was ihm empfindlichen Kundschaftsverlust unter der Mehrheit der Kaldenkirchener Katholiken eintrug. Diese von Julius nachvollziehbar geschilderten Umstände gipfeln in dem Hinweis, dass Simon Grunewald sehr wohl einen Sitz im Stadtverordnetenkollegium hätte erhalten können, aber nur mit ultramontanem Segen, den er nicht mochte.

In der kleinen jüdischen Gemeinde hat Simon Grunewald eine herausgehobene Rolle gespielt. In Simon Grunewalds Haus an der Kehrstraße war die kleine Töchterschule des Ortes untergebracht²⁵. Auch im kleinstädtischen Vereinsleben von Kaldenkirchen tritt Simon Grunewald in Erscheinung: 1861 war er Gründungsmitglied der „Närrischen Gilde“. Sein Sohn Isidor Grunewald war Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr des Ortes. Er und sein Vetter Elias Grunewald sind als Festredner bei einer außerordentlichen Generalversammlung der Feuerwehr anlässlich des 25-jährigen Krönungsjubiläums Wilhelms I. bezeugt²⁶.

Zusammen mit Abraham Devries bat er im Januar 1872 um die Genehmigung für ein Konzert der „Kaldenkirchener Liedertafel“ zugunsten des Neubaus der Synagoge²⁷. Von Bonn, Bornheimer Straße 70 aus, wohin Grunewald 1885 gezogen war, berichtete er 1887 zu seinem Anteil an der Errichtung der Kaldenkirchener Synagoge: „Ich habe in Gemeinschaft mit den Mitgliedern der isr. Gemeinde den Synagogenplatz u. das zur

21 Vgl. Yvonne RIEKER und Michael ZIMMERMANN, *Von der rechtlichen Gleichstellung bis zum Genozid. In: Die Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen*. Köln 1998, S. 152.

22 Wiedergegeben von Gregor HERTER (Redaktion), *Gruß aus Kaldenkirchen*. Kaldenkirchen 1987, S. 202.

23 Bei der Geburt ihrer Tochter Amanda 1862 wird ihr Alter mit 34 angegeben. Standesamt Nettetal.

24 *Zeit der Blüte*, a.a.O., S. 71.

25 Ebd. Bl. 21.

26 PETERS, II, S. 389.

27 *Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen 1307*, Bl. 79.



Das Textilgeschäft von Dr. Julius Grunewalds Vater Simon Grunewald. Die spätere Ansichtskarte aus der Sammlung von Paul Moors zeigt das Geschäft schon mit der Aufschrift „Waarenhaus Elias Grunewald“. Simon hatte es in den 1880er Jahren an seinen Neffen Elias verkauft.

Synagoge gehörige Haus gekauft, und stehen diese Gegenstände auf meinem und meines Bruders Joseph Grunewald, Namen“.²⁸

Am Ende seiner von seinem Sohn Albert untergrabenen Geschäftstätigkeit war Simon Grunewald nach einem Verzeichnis des Bürgermeisters von Kaldenkirchen von 1885 jedoch mit 8000 Mark bei der Sparkasse Kempen verschuldet“²⁹. Sein einst so erfolgreiches Geschäfts- und Wohnhaus an der Kehrstraße in Kaldenkirchen erwarb nach Ausweis einer großen Inschrift Julius’ 1855 geborener Vetter Elias Grunewald, der schon seit Jahren in der Branche tätig und um 1895 der größte Steuerzahler unter den Kaldenkirchener Juden war³⁰. Nach den Angaben in seinem Heiratsaufgebot vom 27. 07. 1886 war sein Vater Salomon Grunewald bereits verstorben, seine Mutter Friederika geb. Stern lebte noch. Er heiratete Rosalia Voos aus Immerrath, Kreis Erke-lenzenz³¹.

Elias Grunewalds Söhne, die Zigarrenfabrikanten Ernst und Sigmund Grunewald³², waren 1924 zerstritten und es kam zu einem Beschluss des Mieteinigungsamtes in Lobberich hinsichtlich der künftigen Nutzung des jetzt als Kehrstraße 49 bezeichneten ehemaligen Elternhauses Julius Grunewalds, in dessen Hintergebäude Ernst Grune-

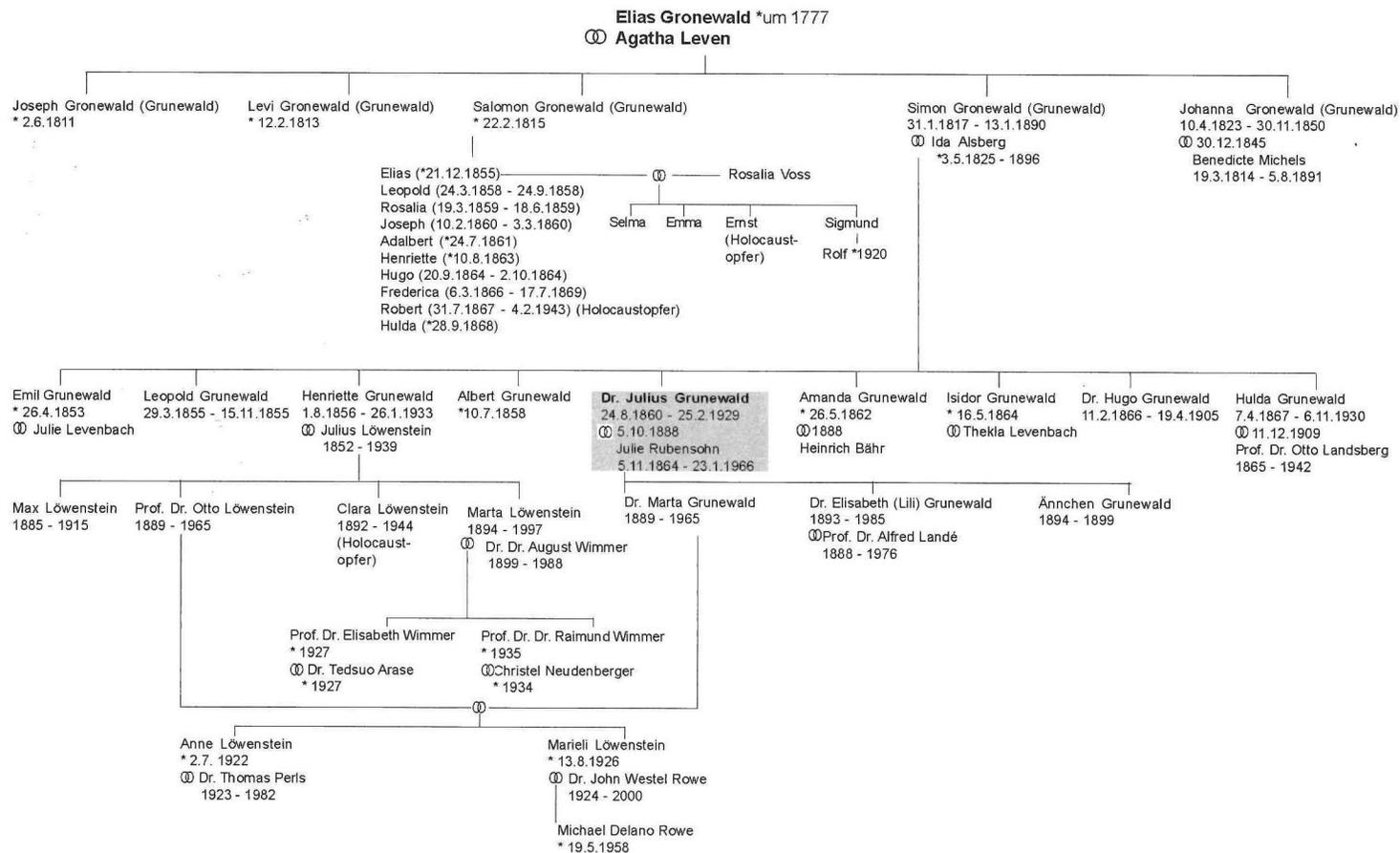
28 *Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 1580, Bl. 21.*

29 *Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 419, Bl. 483.*

30 *Ebd. Bl. 31.*

31 *Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 1902, Bl. 48. Als Kaufmann wird Elias Grunewald schon 1883 bezeichnet. Ebd. Nr. 1521, Bl. 19.*

32 *Er bewohnte die repräsentative Villa Breyeller Straße 1 in Kaldenkirchen. Kreisarchiv Viersen, Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 684, Bl. 41.*



Stammtafel der Familie Grunewald (am Schluss verkürzt auf die für das Verständnis des Textes wichtigen Daten)

wald ca. 15 bis 20 Zigarrenarbeiter beschäftigte³³. Ungeachtet seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg und der dort erlittenen Verwundung wurde Ernst Grunewald ein Opfer des Holocaust. In den Unterlagen der Gestapo heißt es abschließend über ihn: „Grunewald wurde am 15.6.1942 nach dem Osten evakuiert“³⁴. Sigmunds 1920 geborenen Sohn Rolf Grunewald verschlug die Flucht vor den Nazis schließlich nach Argentinien. Das Grunewald'sche Haus an der Kehrstraße wurde beim ersten Bombenangriff auf Kaldenkirchen am 11. Mai 1940 völlig zerstört³⁵.

Ergänzend schließlich hier eine kurze Bewertung von Julius Grunewalds Elternhaus durch seine Nichte Martha Wimmer: „Meine Mutter entstammte einer besonders harmonischen Ehe. Ihre beiden Eltern waren sehr musikalisch, Großmutter spielte Harfe, Großvater Flöte. Wenn er von seinen Messebesuchen in Leipzig zurückkam, brachte er für alle Geschenke, besonders neu erschienene Bücher mit und sang Melodien aus Opern zuhaus vor, die er in Leipzig gehört hatte. Großmutter versorgte auch den großen Gemüse- Obst und Blumengarten, in dem es auch ein Spargelbeet gab. Es lag ihr sehr am Herzen, für Arme und Kranke zu sorgen, auch aus dem Garten. An den langen Winterabenden saß die Familie über den Büchern, die sie auch aus Bibliotheken hatten kommen lassen. Und es wurde mit den Kindern gesungen und musiziert. Der Geist war ein liberal-humaner. Aber gewisse jüdische Bräuche werden in der Familie noch gehalten, so z.B. Speisevorschriften, Passah- und Hanuka-Fest. Die Großeltern hatten in Kaldenkirchen ein großes Wohn- und Geschäftshaus, in dem das größte Manufakturwarengeschäft am Orte war. Großvater muss ein tüchtiger Kaufmann gewesen sein. Sonst hätte er die Kinder nicht so gut ausbilden lassen können.“

Kaldenkirchen spielte nach seinem Wegzug nach Bonn keine konkrete Rolle mehr im Leben der Nachkommen Simon Grunewalds – aber eine große emotionale. In den USA hielt Dr. Elisabeth Landé, Julius Grunewalds Tochter, im Alter von 93 Jahren fest: „Kaldenkirchen. That is the name of a city which had a great place in my childhood“.

Zur Biographie von Dr. med. Julius Grunewald

Er wurde am 24. August 1860, nachmittags um 5 Uhr in Kaldenkirchen als fünftes Kind der Eheleute Simon und Ida Grunewald geboren. Eingetragen in die Geburtsurkunde wurden für ihn die Vornamen Joseph Julius, doch führte er später nur den Namen Julius. Nach dem Besuch der evangelischen Volksschule, der katholischen Rektoratschule in Kaldenkirchen und des Gymnasiums von Kleve, den er 1878 mit dem Abitur abschloss, studierte Julius Medizin in Würzburg. Er beendete sein Studium 1882 mit der Promotion zum Dr. med. und dem Staatsexamen. Von seiner Mutter war er, wie sich Julius Tochter mehr als 100 Jahre später erinnert, stets „mein Studentchen“ genannt worden. Am 7. Oktober 1888 heiratete er in Kassel die aus wohlhabendem jüdischen Hause stammende Julie Rubensohn, die am 5. November 1864 in Beverungen als Tochter des Hermann Rubensohn und seiner Frau Rosa Herrlich geboren worden war. Hermann Rubensohn war Inhaber einer Jute-Fabrik in Kassel. Julie Grunewald geb. Rubensohn starb 1966 im 102. Lebensjahr.

33 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen 683, Bl. 13. Ein Adressbuch von 1925 nennt als im Haus Kehrstraße 49 wohnend auch die Verkäuferin Emma Grunewald. Wiedergegeben von Gregor HERTER, *Gruß aus Kaldenkirchen – Zweiter Band 1989 –*, Kaldenkirchen 1989, S. 210. Eine weitere Tochter Selma nennt Siegfried Sanders in Frank KAUWERTZ, *Die drei Eisheiligen*, Aachen 1998, S. 47

34 Vgl. PETERS, II, S. 245–248

35 PETERS, II, S. 110 f. und Abbildungen auf S. 108 f.

Aus der Ehe von Julius und Julie Grunewald (1864–1966) gingen die Töchter Martha (23. 7. 1889 in Barmen, † 12. 10. 1965 in Houston, Texas) und Elisabeth gen. Lili (* 27. 6. 1894 in Barmen, † 8. 10. 1985 in Houston, Texas) und das als kleines Kind gestorbene Ännchen hervor.*

Unter dem Einfluss der zeitgenössischen Naturwissenschaften hatte sich Julius schon während seiner Studienzeit in Würzburg vom Glauben seiner Vorfahren abgewandt, blieb aber zeitlebens auf der Suche nach einem festen weltanschaulichen Standpunkt. Von einem Rabbi ließ er sich in Kassel nur trauen, weil er damit einen Wunsch der Schwiegereltern erfüllte.

Stark beeinflusst wurde er im Laufe der Zeit von den Lehren der Sozialdemokratie, was durch die enge Freundschaft des Ehepaars Grunewald mit den Eheleuten Hugo und Thekla Landé in Elberfeld noch bekräftigt worden sein dürfte³⁶. Mit den Landés war das junge Ehepaar Grunewald offensichtlich vollkommen gesinnungsgleich. Der Rechtsanwalt Hugo Landé (1859–1936) spielt in der Geschichte der Sozialdemokratie in Elberfeld und weit darüber hinaus eine bedeutende Rolle. Er gehörte der SPD seit 1890 an und zählte neben August Bebel und Wilhelm Liebknecht zur Programmkommission des Erfurter Programmparteitages der SPD von 1891. 1894 besuchte ihn Wilhelm Liebknecht in seinem Haus in der Luisenstraße in Elberfeld, wo sich auch das junge Ehepaar Grunewald so oft einfand. 1908 wurde Hugo Landé Stadtverordneter in Elberfeld, seine Frau Thekla (1864–1932), in vornehmem Haus am Kurfürstendam in Berlin aufgewachsen, kandidierte 1919 als Sozialdemokratin für die Weimarer Nationalversammlung und wurde wenige Wochen später eine der ersten Frauen im Rat von Elberfeld. 1919 war Hugo Landé für kurze Zeit Regierungspräsident in Düsseldorf.

Aber nicht nur wegen der weltanschaulichen Übereinstimmungen ist es angezeigt, unter den zahlreichen Freunden und Bekannten der Grunewalds die Familie Landé besonders hervorzuheben, sondern natürlich auch wegen der späteren Heirat ihrer beiden Kinder, Lili Grunewalds und des berühmten Mitbegründers der Quantentheorie Alfred Landé³⁷.

Mit seiner hochgebildeten Frau Julie und seinen sehr frühe Beispiele klassisch gebildeter Mädchen verkörpernden Töchtern lebt Julius Grunewald ein Leben umgeben von äußerst intellektuellen Köpfen und voll größter geistiger Regsamkeit. Er ist Wagnerverehrer – Musik spielte in der musikalisch hoch talentierten Familie Grunewald stets eine überaus bedeutende, geradezu existentielle Rolle –, kauft in der Münchener Galerie Brakl Bilder von Künstlern der Sezession, ist auf der Höhe der zeitgenössischen Literatur und des Theaters.

Auch die Reise, die er mit seiner Familie 1912/13 für etwa ein halbes Jahr nach Italien machte, zeigt ganz den wohlhabenden Bildungsbürger. Es ist ein – aber nur auf den ersten Blick³⁸ – ungewöhnliches Nebeneinander der fast idealtypischen Ausprägung eines sehr deutsch gesinnten, musisch und kulturell hoch anspruchsvollen, wohlhabenden Bildungsbürgers einer- und sozialdemokratisch-atheistischen Überzeugungen

36 *In der Sammlung der Lebensbilder von sechs Mitgliedern der Landé-Familie (E. BRYCHTA, A.-M. REINHOLD, A. MERSMANN (Hrsg), mutig, streitbar, reformerisch. Die Landés – Sechs Biografien 1859–1977. Essen 2004) heißt es S. 51: „In der Stadt Elberfeld fand das Ehepaar Landé schnell Kontakt zu anderen bürgerlichen Familien jüdischer Herkunft. Besonders eng gestaltete sich dieser zur Familie des Arztes Dr. Grünewald in Barmen.“*

37 *Soweit nicht anders angegeben, nach BRYCHTA, a.a.O.*

38 *Betont bürgerlicher Lebensstil und anspruchsvollste musische Interessen prägen auch das Leben des mit den Grunewalds so eng befreundeten, kämpferisch sozialdemokratischen Ehepaars Landé und ihrer Kinder. Vgl. ebd. passim.*

№ 59

Geburt

Kaldenkirchen im Kreise Kempen — den sieben und
 zwanzigsten des Monats August — achtzehnhundert sechs-
 undzwanzig — Uhr erschien vor mir Maximilian
 Friedrich Debus, Bürgermeister
 als () Beamten des Civilstandes der
 Bürgermeisterei Kaldenkirchen, der Simon Grunewald,
 zwei und vierzig Jahre alt,
 Standes Kleinrentner wohnhaft zu Kaldenkirchen
 welcher mir erklärte, daß von seiner Ehefrau Ida geborene
 Alberg, spin. Mund
 wohnhaft zu Kaldenkirchen am sieben und zwanzigsten August
 sechs- und zwanzig Jahres Alterung fünf — Uhr
 in seiner Wohnung
 ein Kind männlichen — Geschlechts geboren sei, welchem
 Kinde in Vorname Joseph Julius
 beigelegt wurde.

von
 Grunewald
 Joseph
 Julius

Diese von mir aufgenommene Erklärung ist geschehen in Anwesenheit der beiden Zeugen, als:

- 1) Carl Erckens, fünf und fünfzig Jahre alt, Standes Hilfsgericht wohnhaft zu Kaldenkirchen
- 2) Johann Matthias Testappen, vierzig Jahre alt, Standes Kleinrentner wohnhaft zu Kaldenkirchen.

Gegenwärtige Urkunde ist demnach dem Deklaranten und den Zeugen vorgelesen und mit denselben von mir unterschrieben worden.

Simon Grunewald
 Carl Erckens, J. M. Testappen

Julius Grunewalds Geburtsurkunde vom 27. August 1860 (heute im Rathaus Nettetal)

andererseits. Noch vor dem Ersten Weltkrieg trennte sich, so die Erinnerungen seiner Tochter, Julius Grunewald vollkommen vom Sozialismus.

Nachdem Julius Grunewald alle Examina gut absolviert hatte, arbeitete er vier Jahre als Assistenzarzt, zwei in Dresden am Altstädtischen Krankenhaus und zwei am jüdischen Krankenhaus in Berlin. Für eine wissenschaftliche Laufbahn konnte er sich nicht

entscheiden, weil er damals die Familie seiner Eltern noch unterstützen musste – ein Umstand der ihn wohl nie die volle Berufszufriedenheit finden ließ.

In seiner ersten Praxis in Barmen spezialisierte er sich bald als Orthopäde auf die Anwendung „medico-mechanischer“ Behandlung von Opfern von Betriebsunfällen in den dortigen Fabriken. Hier arbeitete er mit den sich etablierenden Berufsgenossenschaften zusammen und betrachtete seinen beruflichen Einsatz wohl auch als in schönem Einklang stehend mit seinen sozialdemokratischen Anliegen zugunsten der Arbeiterschaft. Doch der durchschlagende berufliche Erfolg blieb zunächst aus. Dr. Grunewald überließ seine Barmer Praxis einem jungen Arzt und gründete 1893 in Magdeburg-Neustadt eine „Genesungsheim für Unfallverletzte“ genannte Klinik.

Mit seiner Frau und seinen Töchtern lebte er fortan acht Jahre in einem Haus in der „Alten Neustadt“. Die Magdeburger Praxis war von Anfang an erfolgreich. Hier begann er auch mit wissenschaftlicher Arbeit, die seine praktische Tätigkeit berührte. Seine Arbeit war so profitabel, dass er im Sinne des geltenden Dreiklassenwahlrechtes in Magdeburg zur ersten Wählerklasse zählte. Hier stieß der erfolgreiche Orthopäde aber auch auf einen sich unter den jungen Ärzten ausbreitenden Antisemitismus.

Im Stadtarchiv Kaldenkirchen hat sich Grunewalds in Magdeburg geschriebene Bitte um Ausstellung eines Geburtsnachweises von 1901 erhalten. Der gedruckte Briefkopf lautet: „Dr. med. Julius Grunewald. Magdeburger Medico-mechanisches Institut und orthopädische Heilanstalt. Genesungshaus für Unfallverletzte“³⁹. Auch in Stettin gründete er eine Klinik für Unfallverletzte, in der sein jüngerer Bruder Dr. Hugo Grunewald bis zu seinem frühen Tod 1905 als Arzt tätig war und die dann von Dr. Ludwig Hoffmann geleitet wurde. Grunewalds Tochter Dr. Elisabeth Landé spricht von weiteren Klinikgründungen ihres Vaters in Nürnberg und München. Die Münchener Gründung fand nach den Erinnerungen seiner Frau 1899 statt.

Die erste Dekade des 20. Jahrhunderts stellte sich für den jetzt auf dem Höhepunkt des Lebens stehenden Julius Grunewald und seine Frau als glückliche und erfolgreiche dar. Julie erwähnt in ihren Erinnerungen vor allem die intensiven Bemühungen um eine gymnasiale Schulbildung der Töchter als Voraussetzung eines späteren Universitätsstudiums.

Nach wie vor persönlich von seiner ärztlichen Arbeit nicht innerlich ganz erfüllt, verließ er mit seiner Familie 1909 Magdeburg und zog nach München, wo er sich aber weiter im Bereich des orthopädischen Faches betätigte. Seine Klinik in Magdeburg behielt er bei und überließ ihre Verwaltung seiner Schwester Hulda (Tulla), die hier später den angesehenen Leiter des statistischen Amtes Prof. Dr. Otto Landsberg heiratete, einen jüdischen Sozialdemokraten.

Das gute Verhältnis Grunewalds zu Hulda und ihrem Mann Otto Landsberg ist ein Beispiel von sehr vielen, die belegen, wie eng und herzlich die Familienbande zwischen Julius und den meisten Geschwistern während seines ganzen Lebens blieben.

Trotz Anpassungsproblemen in München wohnte die Familie Grunewald hier unter reger Teilnahme an dem reichen kulturellen Leben der Stadt. 1913 feierten die erkennbar glücklichen Eheleute Dr. Julius und Julie Grunewald ihre Silberhochzeit mit einer Reise in die Alpen. Seine Tochter erinnert sich, dass ihr freidenkerischer Vater sich in München einer Gruppe anschloss, die sich Dissidenten nannten. Doch die Frage nach einer überweltlichen Macht habe ihn nicht losgelassen: „Wo ein Tisch ist, da muss ein Tischler sein.“ Sie betont aber auch die umfassende Distanzierung seiner Ehefrau vom jüdischen Glauben.

39 Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 624, Bl. 120.



Dr. Julius Grunewald und seine Ehefrau Julie geb. Rubensohn (1864–1966) wohl kurz nach ihrer Heirat 1888



Die Eheleute Grunewald mit ihren Töchtern Marta und Elisabeth (Lili) in Barmen 1892

Gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges entschieden sich die Töchter für den Dienst als Krankenschwestern. Sie waren unglücklich, keine Jungen zu sein und in den Krieg ziehen zu können. Mit Enthusiasmus erwartete man den raschen deutschen Sieg. Zu Julie Grunewalds 50. Geburtstag am 5. 11. 1914 dichtete Tochter Martha: „ist heuer doch im Kriegesjahr und hoffentlich im Siegesjahr, mein liebes Mutterle grad herum dein erstes halbes saeculum“ und „Die beiden Mütter leben hoch, Mutter und Germania“.

Martha studierte Zoologie und promovierte 1915 in München⁴⁰. Elisabeth (Lili) Grunewald erwarb 1921 in Göttingen ihren medizinischen Doktorgrad⁴¹ und wurde Kinderärztin. Aber für Kunst und Kultur der Zeit, insbesondere für die Musik blieb immer Zeit und Muße. Lili erlebte Bruno Walter Werke von Gustav Mahler dirigieren. Bei Heinrich Wölfflin hatte sie Kunstgeschichte gehört.

Die Niederlage ihres so sehr geliebten Vaterlandes 1918 empfanden die Grunewalds bitterer als die mit der jetzt eingetretenen Lage verbundenen empfindlichen materiellen Einschränkungen.

Zufall war es angesichts des hohen intellektuellen Niveaus der Familie gewiß nicht, dass Grunewalds Schwiegersöhne in ihrer jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin Persönlichkeiten von internationalem Rang waren. Martha heiratete – es war eine Ver-

40 *Freundliche Mitteilung von Dr. Wolfgang J. Smolka, Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München.*

41 *Das Thema ihrer Dissertation lautete: Entamoeba coli als mutmaßlicher Krankheitsreger. Erschienen: Göttingen: Dieterich, 1921*



Julius Grunewalds Töchter Marta und Elisabeth (Lili) gehörten zu den besonders frühen promovierten Akademikerinnen in Deutschland. Beide heirateten wissenschaftlich prominente Ehemänner. Marta (oben links) wurde die Ehefrau von Prof. Dr. Otto Löwenstein (oben rechts, Aufnahme: Universitätsarchiv Bonn), Gründer der ersten deutschen kinderpsychiatrischen Klinik in Bonn, von wo er als Jude schon 1933 von den Nazis vertrieben wurde. Elisabeth heiratete den Physiker Prof. Dr. Alfred Landé, einen international bekannten Pionier in der Entwicklung der Quantentheorie. Foto der Eheleute links. Aufnahmen etwa zwischen 1950 und 1960

wandtenehe⁴² – den späteren Prof. Dr. med. Dr. phil. h.c. Otto Löwenstein (1889–1965), den ersten Direktor der kinderpsychiatrischen Klinik in Bonn, 1926 als „Provinzialkinderanstalt für seelisch Abnorme“ gegründet. Seinem Leben und Wirken ist u.a. eine

42 „Ehen zwischen Verwandten wurden in jüdischen Familien, auch in der ihren, nicht ungerne gesehen“, heißt es bei BRYCHTA a.a.O., S. 49 anlässlich der Erwähnung der Ehe von Hugo Landé und Thekla geb. Landé, die ebenfalls Vetter und Cousine waren. Das Gleiche galt für das Ehepaar Rubensohn, Julius Grunewalds Schwiegereltern.

1998 von Annette Waibel veröffentlichte medizingeschichtliche Dissertation⁴³ gewidmet. Der in Deutschland und den USA hoch angesehene Gelehrte war ein Sohn von Henriette Grunewald. Mithin war Julius Grunewald sein Onkel und Schwiegervater zugleich. Unter dramatischen Umständen musste er schon 1933 vor den Nazis fliehen und Deutschland verlassen. Anschließend lebte er in der Schweiz und in New York. Seine Rehabilitierung erfuhr er nach dem Kriege durch die Verleihung des philosophischen Ehrendokortitels der Universität Bonn, deren Lehrkörper er als ordentlicher Professor einst angehört hatte⁴⁴.

Alfred Landé (1888–1976) heiratete 1922 Julius und Julie Grunewalds Tochter, die Kinderärztin Dr. Elisabeth (Lili) Grunewald. Sein Name ist weltweit mit der Entwicklung der Quantentheorie verbunden. Sein wissenschaftlicher Mentor war der Nobelpreisträger für Physik Max Born. Als gut 30-jähriger „begann er das Problem des ‚Anomalen Zeeman-Effekts‘ zu lösen. Das führte zu Entdeckungen für die er weithin bekannt ist. 1922 entschlüsselte er den spektrographischen Code in der Atomstruktur, der unter dem Namen ‚Landé g-Faktor‘ bekannt wurde und später in der ‚Landé g-Formel‘ seine Anwendung fand. Im selben Jahr fand er die Systematik der Multiplettspektren“⁴⁵.

Die letzten Jahre bis zu Dr. Julius Grunewalds Tod 1929 lebte das Ehepaar überwiegend in einem komfortablen Haus an der Leusach Allee in Garmisch. Die nächsten Nachbarn waren Richard Strauss, den man bisweilen auf Spaziergängen traf und Frau Pringsheim⁴⁶, mit der Julie Grunewald zu vier Händen spielte, und mit der man schon in München befreundet war. Bergtouren unternahmen sie mit der Malerin Lore Hiller⁴⁷. Die Töchter waren verheiratet, bescherten den Grunewalds hoch geschätzte Großelternfreuden und unterstützten ihre Männer in ihren wissenschaftlichen Karrieren, die schließlich teils aus beruflichen, teils aus politischen Gründen den Weg zu neuen Lebensmittelpunkten in die Vereinigten Staaten wiesen – auch für Julie Grunewald, die dort noch Jahrzehnte bis zu ihrem späten Tod 1962 lebte.

Dr. Julius Grunewald erlag am 25. Februar 1929 in seinem Haus in Garmisch einer Herzattacke, tief und aufrichtig von den Seinen betrauert. Nach der Einäscherung in München wurde seine Urne auf dem Friedhof in Garmisch zu Füßen des Kramer beigesetzt. Sein Grabstein gibt auch Kenntnis davon, dass ihm der Ehrentitel eines Sanitätsrates verliehen worden war.

Die Schrecken des heraufziehenden Nationalsozialismus sind ihm erspart geblieben. Den Erinnerungen seiner Frau ist zu entnehmen, dass die Eheleute Grunewald zu den Vielen gehörten, die Hitler in den 20er Jahren unterschätzt hatten.

Julius Grunewald hatte acht Geschwister. Überwiegend zeugen ihre Lebenswege und die Wahl ihrer Ehepartner u.a. auch von hohem Bildungsanspruch und dem ambitionierten kulturellen Niveau, das im Elternhaus an der Kehrstraße in Kaldenkirchen grundgelegt worden waren.

43 „Prof. Dr. Otto Löwenstein und die Gründerjahre der Provinzialkinderanstalt für seelisch Abnorme in Bonn 1926–1933“.

44 Vgl. hierzu auch Max BRAUBACH, Jüdischer Anteil an der Bonner Gelehrsamkeit. In: Rheinische Vierteljahrsblätter Jg. 32, 1968, S. 412 und 413 f.

45 BRYCHTA u.a., a.a.O. S. 89.

46 Es handelt sich nicht um Thomas Manns Schwiegermutter, sondern um Hedwig Johanna Pringsheim geb. Heymann aus Breslau, verheiratet mit dem Gutsbesitzer Hugo Pringsheim. Nach Internet: „Garmisch-Partenkirchen und seine jüdischen Bürger – 1933–1945“.

47 Garmisch-Partenkirchener Malerin (1881–1957).

Zu Überlieferung und Edition der Erinnerungen von Julius Grunewald

Beim mir überlassenen Text handelt es sich überwiegend um die 1916 von Dr. Julius Grunewald eigenhändig verfasste Niederschrift. Sie enthält einige Lücken, insbesondere fehlt der Anfang. Der gesamte Text liegt als maschinenschriftliche Abschrift seiner Tochter Elisabeth vor. Soweit möglich folgt die nachfolgende Edition der handschriftlichen Überlieferung.

Beide Vorlagen sehen viele sehr lange Abschnitte vor. Zum Zwecke leichterer Lesbarkeit werden in dieser Auswahl-Edition auch bei kleineren Sinnzusammenhängen Absätze gebildet. Bei offensichtlichen Verschreibungen im handschriftlichen Original oder fehlerhaftem Verständnis bei der Lektüre des Originals in der ergänzenden maschinenschriftlichen Überlieferung wurden Berichtigungen vorgenommen. Nur wo geringfügige Zweifel blieben, wird der für fehlerhaft gehaltene Textteil der Vorlage in einer Fußnote zitiert. Besondere Eigentümlichkeiten wie der sehr häufige Gebrauch von Ausrufungszeichen wurden weitgehend beibehalten, hin und wieder sind Angleichungen an die moderne Schreibweise vorgenommen worden. Offenkundige kleinere Fehler wurden verbessert, zum Beispiel ein erkennbar fehlendes Wort, alles in allem gibt es aber keinerlei nennenswerte Abweichung von der Originalüberlieferung.

Auslassungen sind durch ... gekennzeichnet. – Eine ungekürzte Edition des gesamten Textes wird zur Zeit vorbereitet.

Die Kindheit- und Jugenderinnerungen von Julius Grunewald

Ich bin am 22.⁴⁸ August 1860 in Kaldenkirchen, Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf geboren. Mein Vater hieß Simon Grunewald, meine Mutter Ida, geb. Alsborg. Mein Vater stammte aus Breyell, einem Dorf, eine Stunde von Kaldenkirchen entfernt, meine Mutter aus Sendenhorst bei Münster.

Meine beiden Großväter habe ich nicht gekannt, weiß auch über ihren Tod nichts: Mein Großvater mütterlicherseits scheint ein wohlhabender und angesehener Mann gewesen zu sein. Er war viele Jahre erblindet, stand aber trotzdem seinem Geschäft, einem Kleinhandel mit Webwaren (Manufakturwaren), unter Mithilfe der Familie vor. Er hatte 7 oder 8 Kinder, 2 Söhne, die übrigen Töchter. Sämtliche waren verheiratet und hatten zahlreiche Kinder, so dass die Schar meiner Vettern und Cousinen mütterlicherseits eine erhebliche ist. Ich kenne sie bei weitem nicht alle. Der älteste Sohn meines Großvaters, Bruder meiner Mutter, erbte nach westfälischer Sitte den größten Teil des Vermögens. Die übrigen Geschwister erhielten nur kleine Anteile. Diese uns Rheinländern unverständliche Tatsache, war in unserer Familie ein häufiger Gegenstand der Erörterung, dessen wir nicht gerade liebevoll gedachten. Ich habe Onkel Salomon, den Haupterben, recht wohl gekannt. Er lebte später, in der gleichen Zeit wie ich selbst, in Barmen, wo seine Tochter verheiratet war. Ich gleiche ihm in Habitus und Gesicht außerordentlich.

Dagegen habe ich beide Großmütter gekannt. Die mütterliche (Amalie, geb. Rothschild) allerdings nur ganz oberflächlich, sie war einige Male in Kaldenkirchen zu Besuch. Sie hatte aber für uns Kinder kein Interesse, während sie die Kinder ihrer jüngsten Tochter, bei der sie lebte, abgöttisch liebte. Es wurde ihr dann in unserem geräumigen Haus ein Zimmer zur Verfügung gestellt, das sie nur selten verließ. Wir

48 Abweichend von der Geburtsurkunde im Standesamt Nettetal, die den 24. August nennt.

in den Grundsätzen des galizischen Auzentums, des des des National-
liberalismus politisch ganz ähnlich. Kaum: in Galizien,
meist hiesigen & Grundmutter, sondern von einem Dingen
nicht selbst, sondern, nicht auf feindselig gegeneinander & wenn
sich der deutsche Markt, die sie wirtschaftlich & politisch dar-
stellen, nicht kennen.

Es mag sein der Aufklärung & geistig (die in der Proklamierung
in Augsburg wurde Kaiserin Maria Theresia, soich halbes
Jahrhundert die Kaiserin der Zeit.

Sie mit Juden war es eine günstige Zeit. Die jüdischen
flott sind ausgeht mit in den neuen Lebensstufen, sind es
jetzt an jüdischen galizischen, wirtschaftlich. Lebensstufen
in Juden in Rußland nicht gefallt. In Rußland nicht in der
Gegensatz, wie 10 Jahre später, wurde Rußland Rußland
begeistert zu Anfang des neuen Rußland nicht der liberalen
Geist, der es durchsetzte. In Rußland gab es auffällig
Rußland Antisemitismus, aber feindselig gegen einen Juden
& selbst rußland es galizischer Marktteil & wurde galizien
kennt. Daß der Rußland der Juden selbst ein neues & Offener
glückte, als nicht wirtschaftlich war, gab eine Reihe von
Zeit nach der Weltlich & wirtschaftlich gefallt.

In Rußland Zeit kommt es nicht mehr aus dem galizischen
& offen drückt, in malter Zustimmung & begeisterte neue
Leben werden aus folgen, der nicht die Töchter der Rußland
nicht sind der Rußland, der Rußland nicht von Rußland
Mutter. Rußland Rußland, Rußland Rußland große
Jahren Rußland der Rußland für die Rußland gefallt, gegen

Eine Seite aus den 1916 verfassten autobiographischen Erinnerungen von Dr. Julius Grunewald

hielten sie für sehr vornehm und näherten uns ihr mit Scheu. Dagegen war die Großmutter väterlicherseits (Agathe geb. Leven-Jached) uns eine richtige Großmutter. Sie lebte im Ort bei dem kinderlosen Onkel Joseph. Sie steht mir als eine kleine uralte Frau vor Augen. Als sie starb, war sie hoch in den Achtzigern, ich selbst gewiss noch nicht 10 Jahre alt. Ihrer letzten Krankheit erinnere ich mich deutlich, sie lag in einem kleinen Zimmer zu ebener Erde, dessen kleines halbrundes Fenster auf den katholi-

schen Kirchplatz hinausging. Ebenso ihrer Beerdigung. Für uns Kinder war es ein großer Verlust, sie liebte uns zärtlich. Jeden Sonnabend, nach beendigem Gottesdienst, besuchten wir sie, holten uns ihren Segen und empfingen von ihr einen runden Zuckerkringel im Werte von 2 Pfennigen, die ein bestimmter Bäcker jahraus jahrein lieferte. So klein die Ausgabe war, so sehr belastete sie ihr Budget, denn sie hatte eigentlich keine eigenen Einnahmen. Ihren Lebensunterhalt fand sie bei dem ältesten Sohn, der selbst in den engsten Verhältnissen lebte; was sie an Kleidern und Bargeld gebrauchte, erhielt sie von meinem Vater, der zu verhältnismäßiger Wohlhabenheit gelangte. Außerdem fütterte sie uns mit Kristallzucker, von dem sie stets einige Stücke lose in der Tasche trug. Ehe sie unseren Mund erreichten, hatten sie meist auch schon zur Versüßung des Kaffees gedient. Sie nahm beim Trinken die Stücke in den Mund. Von den harten Kristallen schmolz dabei nur ein wenig ab, der Rest wanderte wieder in die Tasche und gelegentlich in unsere Naschmäuler. Sie hatte viel Mutterwitz und erzählte uns auch nach Großmutterweise. Ihr Dialekt war der bei den Juden damals durchweg gebräuchliche oberrheinische, untermischt mit hebräischen Jargonworten.

Sie hätte ganz gut in die kinderreiche Familie unseres Vaters hineingepasst, vertrug sich aber nicht mit unserer Mutter. Unsere Mutter war ihr zu neumodisch. Unsere Mutter hatte überhaupt viel von der Familie des Vaters zu leiden, besonders im Anfang ihrer Ehe. Sie kam aus gutem Hause, hatte für ihre Zeit eine vortreffliche Bildung und passte in das starr orthodoxe, in jeder Beziehung beschränkte Milieu einer kleinbürgerlichen Judenfamilie nicht hinein. Es wurde ihr sehr verübelt, dass sie keinen „Scheitel“ trug, sondern ihr natürliches Haar offen trug. Sowohl die Großmutter als auch mein jüdisch-fanatischer Onkel Joseph, der das Familienoberhaupt spielte, haben ihr viel Leides angetan und meinen Vater zu veranlassen gesucht, sie „ged zu geben“, d.h. sich nach jüdischem Ritus wieder von ihr scheiden zu lassen. Beide waren im Grunde gutmütig, aber orthodox fanatisch und gänzlich unwissend. Die Riten der jüdischen Religion bildeten ihren ganzen Lebensinhalt, über den sie in keiner Weise hinauszudenken und zu fühlen vermochten. Meine Eltern lebten in den ersten Jahren ihrer Ehe im Haushalte der Großmutter, gemeinsam mit den damals noch unverheirateten älteren Brüdern meines Vaters, Joseph und Salomon.

Die Familie ernährte sich von Pferde- und Viehhandel. Das war das Geschäft sämtlicher Juden am Niederrhein, und auch wohl weiter rheinaufwärts. Viele übten auch das Metzgerhandwerk, nicht die Grunewald-Familie. Alle lebten schlecht und recht von der Hand in den Mund. Es war ein kleines Betriebskapital, im besten Falle ein paar hundert Thaler, die im Viehhandel fortgesetzt umgesetzt wurden. Dabei hatten sie keine Nahrungssorgen, und die engen Verhältnisse drückten Niemanden, denn man kannte es absolut nicht anders. Auch strengte sich niemand an. Einige Male in der Woche zog der Jude in die benachbarten Dörfer und Bauerngehöfte – im blauen Leinwandkittel, in der Hand einen Mispelstock, der an einem kunstvoll geknoteten Lederriemen hing. Er ging nicht allzu früh aus und kam schon in der Regel in den Spätnachmittagstunden heim, langsam und mühsam eine Kuh am Seile mit sich ziehend, die, in der Regel widerspenstig und nach ihrem Stalle strebend, den Mispelstock gehörig zu fühlen bekam. Er klatschte förmlich auf die hervorstehenden dünnen Beckenknochen.

Unglücklich fühlte sich der Jude nicht. Mit den christlichen Nachbarn lebe er auf einem leidlichen Fuß. Man verachtete sich zwar innerlich gegenseitig, weil jeder die bessere Religion zu haben glaubte, aber im geschäftlichen und bürgerlichen Verkehr der kleinen Leute war das nicht erkennbar. Auch die preußischen Behörden waren dem Juden nicht übelwollend, behandelten ihn wohlwollend und korrekt. Vor dem Gericht oder vor der Verwaltung geschah den Juden so wenig Unrecht wie dem Christen.



Julius Grunewalds Großmütter: links Agathe Grunewald geb. Leven, die in seinen Lebenserinnerungen besonders liebevoll beschrieben wird, rechts die Großmutter mütterlicherseits Amalie Alsberg geb. Rothschild aus Sendenhorst. Es wird angenommen, dass sie als Kind „Mädelchen Wolf“ hieß.

Etwas gebessert wurde die Stellung der Juden durch den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten. Die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten die Katholiken, aber es waren durchweg Bauern und Tagelöhner, Handwerker und Krämer – ungebildete und meist wenig wohlhabende Leute. Die Aristokratie des Ortes bildete eine alther eingesessene Kaufmannschaft, deren Vorfahren den Handels- und Spediteursverkehr mit Holland in die Hand genommen hatten und dadurch wohlhabend geworden waren. In meiner Jugend war dieser Wohlstand schon wieder stark zurückgegangen, aber sie hielten die alte Tradition der Vornehmheit und Bildung noch sorgfältig aufrecht – so knapp es in den Familien zum Teil schon herging. Diese waren sämtlich Protestanten. Sie standen in engem Connex mit den preußischen Behörden und regierten trotz ihrer Minderzahl die Stadt und den Kreis. Das war so selbstverständlich, dass niemand es anders denken konnte. Sie repräsentierten Aufklärung und Liberalismus. Der Kulturkampf wälzte diese Verhältnisse gründlich um.

Meine Mutter war eine lebhaft, energische und weitsichtige Frau. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, schrieb ein gutes Deutsch mit leichter, flüssiger Handschrift, kannte die Klassiker, besonders Schiller, spielte die Laute und sang. Sie hatte einige Jahre in dem ihrer Heimat benachbarten Münster verbracht und dort fleißig Theater, Oper und Schauspiel besucht. Die beliebtesten Operarien liegen mir seit frühester Kindheit in den Ohren, und ich kenne sie noch heute, obgleich ich die Opern selbst nicht gehört habe. Wie sie eigentlich meinen Vater kennen gelernt hat, weiß ich nicht.

Vermutlich durch einen Schadchen⁴⁹, wie das immer bei den Juden üblich war. Jedenfalls erkannte sie frühzeitig, dass in der bisherigen Enge des Grunewaldschen Familienlebens kein Heil sei, und trieb meinen Vater, sich loszumachen und ein Schnittwarengeschäft anzufangen. Meine Mutter hatte eine Mitgift von 2000 Thalern. Um diese vor dem Untergang in dem allgemeinen und unregelmäßigen Familientopf zu retten, trieb sie meinen Vater, ein Haus in der Hochstraße zu kaufen, das um diesen Preis feil war.

Das Haus war schmal und einstöckig (außer dem Erdgeschoss), vierfenstrig aber sehr lang. Eine hohe Steintreppe, der beständige Aufenthalt für uns Kinder, führte hinein. In diesem Haus sind wir älteren vier oder fünf Kinder geboren, drei kamen in einem später erworbenen großen Hause in der Kehrstraße zur Welt. In diesem Hause begannen also meine Eltern ihr Schnittwarengeschäft. Es florierte sofort. Mein Vater ging hinaus zu den Bauern und kaufte ihnen den Flachs ab, für den Betrag kauften diese die für den Haushalt erforderlichen Schnittwaren.

Das Hausgeschäft besorgte meist meine Mutter. Sie stand unermüdlich hinter der Theke, trotzdem die Kinder schnell aufeinander kamen und auch der Haushalt wuchs. Es ist vorgekommen, dass sie unmittelbar aus dem Laden hinauf flüchten musste, um nicht von der Entbindung überrascht zu werden. Damals war unser Haus voll von Glück und Heiterkeit. Mein Vater war eine angeregte, intelligente Natur, voll Freude an der Arbeit, aber die sichere Selbständigkeit des Wesens fehlte ihm. Von der Mutter angeregt war er in seinem Element und leistete Tüchtiges. Er war bei seiner Kundschaft sehr beliebt, der kleine Vorteil war ihm verhasst, er nahm z.B. für ein Darlehn niemals Zins, in der Dauer und Regelmäßigkeit der Beziehungen sah er seinen wahren Vorteil. Er war auch der Berater seiner Kunden, die sich in allen Schwierigkeiten häuslicher Art an ihn wandten. Er hat manchen Prozess verhindert, manche Ehe zustande gebracht – natürlich ohne jedes Entgelt – aber es war eine *nobile officium*⁵⁰ der Brautleute, nachher ihre Aussteuer bei ihm zu kaufen. Dazu gehörte dann meist auch schon die Ausstattung für den in Aussicht stehenden Erstgeborenen.

Nach des Tages Last gehörte der Abend der Familie und der Erholung. Wir waren damals alle noch klein und wurden früh zur Ruhe gebracht. Nachher musizierten die Eltern. Mein Vater hatte eine ausgesprochene Begabung für Musik, beim Militär war er Hornist gewesen und hatte auch das Flötenspiel erlernt. Er hatte eine gute ziemlich hoch reichende Baritonstimme. An den hohen Feiertagen trat er in der Synagoge als Vorbeter auf, was damals als sehr ehrenvoll und gottgefällig erschien. Ich komme auf diesen Teil seines Daseins, der auch mich stark beeinflusst hat, noch zurück. Abends nun, nach Geschäftsschluss, musizierte er dann mit der Mutter, die die Laute spielte und hübsch dazu sang. In der Nachbarschaft lebte ein anderes junges jüdisches Ehepaar, die ebenfalls nach Höherem strebten und einmal in der Woche zu uns kamen. Dann erreichte die musikalische Unterhaltung ihren Höhepunkt. Wir Kinder, früh zu Bett gebracht, lagen lange wach und horchten, manchmal schlichen wir aus den Betten auf die Treppe und hörten Vater und Mutter im Zwiegesang Hector's Abschied singen „Will sich Hector ewig von mir wenden“.

Ich glaube, dass meine Eltern damals sehr glücklich waren. Die von dem glücklichsten Erfolg begleitete Arbeit war ihnen wie ein fröhliches Spiel, ihre Kinder waren gesund und wohlgebildet – das älteste⁵¹, ein Sohn Leopold starb ein Jahr alt – alle waren gute Schüler, stets die ersten in der Klasse. Wir besuchten, wie alle jüdischen Kinder, die

49 *jiddisch: Heiratsvermittler.*

50 *Ehrenpflicht.*

51 *Hier trägt seine Erinnerung: der älteste Sohn war Emil.*



Die evangelische Volksschule in Kaldenkirchen, die auch von den wenigen jüdischen Kindern, darunter von Julius Grunewald, besucht wurde. Links die katholische, rechts die evangelische Kirche

protestantische Schule. Sie hatte eine kleinere Schülerzahl als die katholische und war auch sonst bei weitem die bessere. Knaben und Mädchen jeden Alters saßen zusammen in einem großen Raum, der Lehrer beschäftigte sich nacheinander mit den einzelnen Abteilungen. Die anderen beschäftigten sich inzwischen mit ihrer Schiefertafel oder ihrem Lesebuch. Oder man hörte auch zu. Die Klügeren kannten das Pensum, das ihnen bevorstand, schon ein bis zwei Jahre vorher.

Der Lehrer der evangelischen Elementarschule, van Bergh geheißen, war ein vortrefflicher Mann⁵². Klein von Gestalt, bartlos, in einen nicht immer tadellosen schwarzen langen Rock gekleidet war er der Typus eines Lehrers der alten Schule. Er ging in seinem Beruf völlig auf. Seine Intelligenz und sein Wissen waren viel größer als den Forderungen, die an ihn gestellt wurden, entsprach. Er war von unermüdlichem Fleiß. Seine Langmut wurde häufig auf die schwerste Probe gestellt, denn die Böcke in seiner Schule übertrafen die Lämmer bei weitem an Zahl und

Kraft. Er gebrauchte auch den Stock tüchtig, und ich glaube, er hat keinem geschadet. Gekränktes Ehrgefühl gegenüber einer tüchtigen Tracht Hiebe gab es damals auch nicht, im Gegenteil, viele von der Sorte zu vertragen, ohne mit der Wimper zu zucken, galt als ehrenhaft. Der Anblick der Mädchen auf der anderen Seite des Schulsaaes brachte den Heroismus zur größten Blüte. Stand einem Missetäter eine Exekution bevor, so practicierte er sich vorher einen Pappdeckel an die exponierte Stelle und ließ den armen alten van Bergh hauen, bis ihm der Atem versagte. Ich sehe noch die triumphierenden Blicke der nach solcher Exekution aus der Klasse herausbeförderten „Brücher“⁵³.

*Das Gemeindeleben*⁵⁴

Die jüdische Gemeinde war klein und armselig. Sie bestand aus etwa einem halben Dutzend Familien, die aus zwei Stämmen entsprungen waren. Der eine Stamm waren

52 *Hochgeachtet beging er 1873 sein 50-jähriges Amtsjubiläum, Julius Grunewald hat ihn also in sehr fortgeschrittenem Alter erlebt. PETERS, II, S. 403.*

53 *Damit werden Kinder aus der Honschaft „Am Bruch“ gemeint sein, wo die evangelischen Familien Maubach und Baums wohnten.*

54 *Hier beginnt der erhaltene handschriftliche Originaltext von der Hand Grunewalds.*

die Grunewalds, der andere Devries-Zanders⁵⁵, insgesamt etwa 50 männliche Personen⁵⁶. Die einzelnen Familien waren zahlreich, weniger als fünf Kinder hatten keine, einige acht bis zehn.

Das Haupt der Familie Devries-Zanders war der alte Devries. Ich habe ihn nur als alten Mann gekannt. Seines Zeichens war er Metzger! Obgleich weder deutscher noch hebräischer Bildung eigentlich mächtig, war er doch in seiner Art eine prächtige Erscheinung. Er hatte nicht nur in seinem Äußeren, sondern besonders in seinem Wesen etwas patriarchalisch Jüdisches! Er war kein reicher Mann, er besaß ein Haus und einen kleinen Garten vor dem Tor, sein Barvermögen überstieg 1000 Thaler gewiss nicht. Und doch übte er eine großartige altjüdische Gastfreundschaft. Nach alter jüdischer Sitte lud er jeden Fremden, der den Ort besuchte, zu sich zu Gaste und bewirtete ihn an seinem Tische, mit seiner Familie! Das Haus war ein sicheres Heim für jeden „Schnorrer“. Aber auch jüdische Leute der Nachbarschaft, die an Sonn- und Feiertagen die Synagoge besuchten, kehrten ganz selbstverständlich bei ihm ein und frühstückten und dinierten bei ihm. Durch das Haus floss, vom Metzgergewerbe ausgehend, stets eine gewisse Üppigkeit – Fleisch war reichlich da und wurde reichlich genossen, die übrigen Lebensmittel kosteten ja wenig.

In seinem Hause war viele Jahre lang, bis zum Neubau einer Synagoge⁵⁷ der Betsaal der Gemeinde, den er ganz unentgeltlich hergab, trotzdem er für sich und seine zahlreiche Familie nebst Knecht, Pflegesohn – auch ein solcher hatte sich bei ihm eingefunden – nicht eigentlich viel Raum hatte. Er war der regelmäßige Vorsänger der Gemeinde, der an allen Sabbaths und sonstigen vorkommenden Bettagen – mit Ausnahme der hohen Feiertage – das Vorbeten ausschließlich besorgte. Er war aber nichts weniger als ein Sänger, teils brummte, teils heulte oder meckerte er, die Cantilenen des Synagogengesanges klangen aus seinem Munde noch vorweltlicher als sonst wohl. Meine Mutter nannte es „blaeddern“. Der Vorgesang war seine große Leidenschaft, niemand durfte wagen, ihn darin zu ersetzen, trotzdem mancher wohl die Lust dazu in sich verspürte. Er würde den alten sonst sehr gutmütigen Mann tödlich verletzt und zu seinem unerbittlichen Feinde gemacht haben.

Das Gebet war rein hebräisch. Die ganze Gemeinde betete Jahr aus Jahr ein hebräisch, aber unter allen war kaum einer, der viel mehr als ein paar häufig vorkommende Worte davon verstanden hätte. Ihr tägliches mehrmaliges Gebet war ihnen total unverständlich. Auch der Vorbeter, sowie auch mein Vater, wusste nicht mehr davon. Der einzige, der einige, aber ganz unsystematische Kenntnisse des Hebräischen hatte, war mein Onkel Josef, der sich in seinen zahlreichen Mußestunden mit Talmudstudien beschäftigte. Ich bezweifle aber mit vielem Verständnisse. Wahrscheinlich war es für ihn nur ein Wortkram.

Die Gemeinde gehörte zum Sprengel Krefeld⁵⁸, dort wohnte der Rabbiner. Als der alte, ein Gelehrter altjüdischer Art, gestorben⁵⁹ und an seine Stelle ein gebildeter Rabbi

55 *Durchgesetzt hat sich die Schreibweise „Sanders“.*

56 *Nach amtlichen Daten hatte die jüdische Gemeinde zwischen 1871 bis 1875 die größte Mitgliederzahl ihrer gesamten Geschichte. Für die zweite Hälfte der 1870er Jahre sind keine amtlichen Angaben überliefert. Vgl. PETERS, II, S. 578 f.*

57 *Hier beginnt eine Lücke in der handschriftlichen Überlieferung der Quelle.*

58 *Vgl. Paul Günter SCHULTE, Zur Verwaltungsgeschichte der Synagogengemeinden im heutigen Kreis Viersen 1808–1939. In: Geschichte der Juden im Kreis Viersen. Viersen 1991, S. 107–126.*

59 *Oberrabbiner Dr. Löb Bodenheimer, der von 1844–1868 dieses Amt inne hatte. Vgl. Eleonore STOCKHAUSEN, Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Krefeld im 19. Jahrhundert. In: Krefelder Juden, Bonn 1980 (= Krefelder Studien 2), S. 60–63.*

neuer Hochschule getreten war⁶⁰, machte sich mein Onkel Josef eines schönen Morgens in festlicher Kleidung, auf dem Haupte einen Zylinder vom Kaliber einer kleinen Tonne, auf nach Krefeld, um den neuen Fachgenossen zu begrüßen, und mit ihm zu „lernen“, d.h. gemeinsam mit ihm Talmud zu lesen. Er kam abends kleinlaut heim und sprach nicht mehr von dem so hochgemut angetretenen Zuge. Dr. Horowitz, so hieß der Rabbiner, soll ihn, als er mit seiner Salbaderei herausrückte, mehr als kühl behandelt und ihm das Wiederkommen verleidet haben. Der Unsinn, den er beim „Lernen“ vorbrachte, war gewiss schaudererregend, denn Dr. Horowitz war ein gütiger, lebenswürdiger und feingebildeter Mann, der ohne Not gewiss niemanden kränkte.



Eine von Julius Grunewald besonders eindrücklich geschilderte Begebenheit seiner Kindheit war der selbstbewusste Gang seines Onkels Joseph zu Krefelds Oberrabbiner Dr. Horowitz – von dem er recht kleinlaut zurückkehrte. (Das Foto von Dr. Horowitz stellte das Stadtarchiv Krefeld zur Verfügung.)

Um auf Devries zurückzukommen, so besaß er noch eine Leidenschaft, das rituelle „Schächten“. Bekanntlich isst der orthodoxe Jude nur Fleisch von geschächten, d.h. durch einen bestimmten Halsschnitt getöteten Tieren. Der Akt, wie er in meiner Heimat ausgeführt wurde, dessen ich gewiss 100mal Zeuge war, war entsetzlich roh und grausam. Das Tier wurde an den Beinen gefesselt, dann mittels einer Winde emporgezogen und auf den Rücken gelegt. Der Kopf wurde von zwei Knechten festgehalten und der Schächter durchschnitt, nachdem er vorher einen Segensspruch gesprochen, die beiden großen Halsadern. In mächtigem Strahl floss das Blut heraus, der Tod erfolgte durch Verbluten, unter mächtigem Schnaufen des armen Geschöpfes. Ich habe merkwürdigerweise den Akt nie als barbarisch empfunden, auch die übrigen Kinder nicht. Kinder sind bekanntlich ziemlich mitleidlos! Dazu kam der rituelle Charakter der Handlung, der uns eine heilige Scheu einflößte. Wir hätten⁶¹ lieber gehungert, als nicht koscheres, sogenanntes „trefenes“ Fleisch gegessen zu haben. Vor Schweinernem hatten wir einen wahren Greuel. Das Auslegefenster des christlichen Metzgers erschien uns wie ein Pfuhl der Unsauberkeit. Unsere christlichen Schulkameraden wußten das, und wenn sie uns besonders hänseln wollten, so verfolgten sie uns mit einem Stück Speck und versuchten, es uns in den Mund zu stecken. Wir würden lieber Feuer verschluckt haben und nahmen vor dem bösen Feinde Reißaus!

60 Oberrabbiner Dr. Jakob Horowitz. Die staatliche Zustimmung zu seiner Wahl datiert auf den 10.8.1869. Über Horowitz vgl. ebd. S. 63–65. Grunewald schildert hier also einen Vorgang, den er im Alter von 9–10 Jahren erlebte.

61 Hier setzt die handschriftliche Überlieferung des Textes wieder ein.

Handlungen dieser Art hießen „Risches“ von Roschah, der Bösewicht. Risches war insbesondere jede Handlung oder Gesinnung, die gegen die spezielle Person oder Religion des Juden gerichtet war.

Also dieses „Schächten“ betrieb der alte Devries ebenfalls als einen religiösen Akt. Er hatte die dazu gehörige religiöse Weihe, die „Kaboloh“ (von Ribeil, empfangen), die nach bestandenen Examen vom Rabbiner erteilt wurde. Auch mein Onkel Josef hatte diese Weihe, aber schächtete höchstens mal eine Henne, er war zu gutmütig und weichselig und konnte kein Blut sehen. Selbstverständlich mußte jedes Tier innerhalb der Gemeinde und der Nachbarschaft vom alten Devries geschächtet werden, er tat es unentgeltlich und machte dieserhalb auch lange Märsche. Es war ein „Mizwe“, ein religiöses Gebot, dessen Erfüllung gottgefällig war. Mühe und Kosten kamen vor der religiösen Ehrung nicht in Betracht. Man macht sich überhaupt nicht leicht eine Vorstellung davon, wie stark das religiöse Leben des Juden alter Provenienz war. Obgleich stark äußerlich, so verlieh es ihm doch einen inneren Halt und gab ihm eine gewisse Würde.

NB. Onkel Josef hatte wohl nur die „kleine (Geflügel) Kaboloh“.

Er hatte tatsächlich das Gefühl des Auserwähltseins unter den Völkern und ertrug die Beschwerden und Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens, die ihm sein Judentum ständig auferlegte, gewissermaßen wie unabänderliche und unvermeidliche Beschwerden einer großen Reise, hinter der ein köstliches Ziel winkt. Er rechnete bestimmt auf seine besondere Beziehung zu Gott, dem Gott der Erzväter, der eifersüchtig über ihn wachte, ihm keine Probe⁶² erließ, keine Übertretung der Speisegesetze oder der Festtage verzieh, der aber dem folgsamen und gehorsamen Juden auch dafür jede Glückseligkeit gewährte. Und zwar auf Erden, weniger im Jenseits! Denn in diesem strikten Gehorsam, in dieser beständigen Beziehung zu Gott, in der Kontinuität mit der Vergangenheit des jüdischen Volkes und in der Hoffnung auf seine Zukunft, der Rückkehr in ein gelobtes Land, der Sendung eines Messias bestand eben dieses Glück. An ein Leben nach dem Tode dachte man kaum, die jüdische Religionslehre ist in dieser Hinsicht nicht einheitlich. Man hatte Geduld mit seinem Gott und erwartete für sich selbst nichts, für die Zukunft der Nation alles. Unter diesem Zeichen wurde jede Unbill stoisch ertragen.

Der Generation, die mit mir aufwuchs, kam dieser Glaube abhanden!⁶³ Zwar machten sie den Formelkram mit, so gut wie die Väter, aus Gewohnheit und Bequemlichkeit, aber innerlich setzten sie sich darüber hinweg und gelegentlich, wenn es heimlich geschehen konnte, übertraten sie ihn ohne Skrupel. Das war nur für die Wenigsten ein Fortschritt, denn es trat nichts dafür ein, insbesondere nicht unter den Juden unserer Gemeinde. Mit Ausnahme der Kinder meiner Eltern waren ausnahmslos alle jüdischen Kinder meiner Heimat sehr beschränkt. In der Schule gehörten sie zu den Dümmlern und lernten nur mühsam Lesen und Schreiben. Sie kamen aber mit den Proletariern des Ortes in Berührung und lernten von ihnen allerlei Gewohnheiten, die die Väter verschmäht hatten. Sie besuchten Kneipen und Tanzlokale, gewöhnten sich an Bier und Schnaps, machten die Kirmesraufereien mit, hatten Liebeleien mit christlichen Mädchen, ebenso wie die jüdischen Mädchen mit christlichen Burschen. Es trat eine Art von Ausgleich ein, der sich aber im wesentlichen auf die schlechten Seiten beschränkte. Die unteren Schichten der christlichen Bevölkerung, durchweg katholisch,

62 *Das Wort ist in der handschriftlichen Überlieferung korrigiert. „Probe“ ist nicht eindeutig zu lesen und in dieser Lesart aus der maschinenschriftlichen Überlieferung übernommen.*

63 *Es folgt gestrichen: „Sie wurden liberal.“*

wurden durch die Organe ihrer Religion in gewissen Grenzen gehalten. Diese religiösen Hemmungen, einst bei den Juden so stark, gingen der jungen Generation verloren und wurden nicht durch moralische Hemmungen ersetzt.

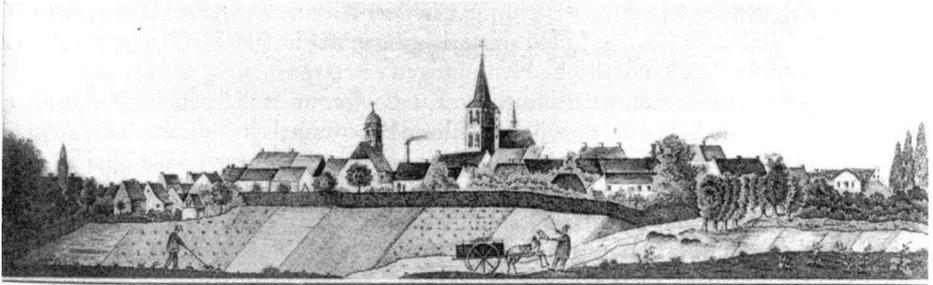
Die religiöse Unterweisung der jüdischen Kinder war unendlich dürftig⁶⁴. Aus dem nahegelegenen Orte Süchteln kam wöchentlich ein bis zweimal ein jüdisches Lehrerchen. Er hieß Mausche, wegen seiner dürftigen Erscheinung wurde er nur „Mäuschchen“ geheißen. Er war nahezu idiotisch. Er lehrte die Kinder hebräische Texte lesen, die ...⁶⁵ (die Segenssprüche) und den Kaddosch auswendig hersagen. Die Mädchen waren selbst von diesem Unterrichte so gut wie ausgeschlossen. Kam ein Knabe ins 13. Jahr, so wurde er zum bar Mizwah vorbereitet. Nach jüdischem Ritus war er mit 13 Jahren kirchlich und bürgerlich selbständig. Das bar Mizwah setzte eine kirchliche Handlung voraus. Der Anwärter musste an dem einfallenden Sonnabend einen Abschnitt aus der Thorah vorlesen. Das war nicht so einfach, denn die Thorah ist ohne Vokale geschrieben – die Vokale mussten also richtig eingesetzt werden – und außerdem musste die zugehörige Singweise „Trpp“? genannt, ordentlich angewendet werden!

Beides fand sich in der profanen Bibelausgabe, dem „Chamesch“ (von „Chamischoh 5“, den fünf Büchern Moses), aus dem der „Zedrah“ eingetrichtert wurde. Unser Vater konnte sich der außerordentlichen Dürftigkeit dieser Unterweisung nicht verschließen und beschaffte uns deshalb einen jüdischen Lehrer aus dem benachbarten holländischen Ort Venlo, das eine große jüdische Gemeinde hatte und einen Kantor resp. Religionslehrer besoldete. Dadurch waren wir etwas, aber nicht viel besser daran. Diese Lehrer waren Holländer und beherrschten die deutsche Sprache nur sehr wenig. Sie waren für den Lehrerberuf nur wenig geeignet.

Der Beruf des Religionslehrers und Kantors übte auf den im allgemeinen strebsamen und geschäftstüchtigen Juden nur eine geringe Anziehungskraft aus. Ihm widmen sich nur solche Menschen, denen von Hause aus ein anderer Weg zur Ausbildung nicht bleibt, und die glücklich sind, irgend eine geordnete Existenzmöglichkeit zu finden. Diese holländischen Lehrer entstammten in der Regel der Hefe der jüdischen Bevölkerung. Wer die Juden in Holland, besonders in den Großstädten kennt, weiß was das sagen will. Und von diesen Leuten konnte die ebenfalls kleine Venloer Gemeinde keineswegs die Besten bezahlen, sie musste sich mit dem Ausschuss begnügen. Immerhin verstanden diese Leute etwas Grammatik und vermochten den Bibeltext leidlich zu übersetzen – allerdings ins Holländische. Deutsch radebrechten sie so gut es ging und was nun dabei für uns herausprang, lässt sich denken. An sich schon wenig Achtung einflößend wurden die Lehrer durch ihre ständigen Verstöße gegen die deutsche Sprache zu einem Gegenstand des Spottes! Das Lachen ging uns während des Unterrichtes

64 Grunewalds Einzelbeobachtung stimmt vollkommen mit dem Bild überein, das R. EDELMANN schon 1963 im *Handbuch zur Ausstellung Monumenta Judaica. 2000 Jahre Geschichte der Juden am Rhein, S. 705* festgestellt hat. Noch 1998 stellten Yvonne RIEKER und Michael ZIMMERMANN, a.a.O., S. 161 fest: In Preußen „wurde 1824 die Schulpflicht für Juden dekretiert. Es blieb jedoch den lokalen Verhältnissen überlassen, ob ihr in christlichen Schulen, bei Privatlehrern oder in einer jüdischen Gemeindegemeinschaft Genüge getan würde. Einige jüdische Gemeindevorstände, etwa in Köln, legten den Eltern von sich aus nahe, ihre Kinder auf eine christliche Lehranstalt zu schicken, da der Unterhalt einer eigenen Schule mit zu hohen Kosten verbunden sei. Von den 72 jüdischen Kindern in Gladbach, Viersen, Dablen, Odenkirchen, Rheydt, Korschbroich und Schelsen besuchten 1843 nur zehn eine jüdische Schule; die übrigen gingen in eine christliche Lehranstalt und wurden von ihren Eltern oder vom Kantor der Gemeinde religiös unterwiesen. Aus Solingen ist für die Mitte des 19. Jahrhunderts überliefert, dass die jüdischen Kinder sogar den christlichen Religionsunterricht besuchten, solange er sich mit dem Alten Testament befasste“.

65 Hier ist Raum für ein wohl hebräisches Wort freigelassen worden, das Grunewalds Tochter offensichtlich nicht lesen konnte: *Bracha*.



Kaldenkirchen im Jahre 1860

Originalzeichnung von W. Schwippert von der jetzigen Burg- und Clemensstrasse aus gesehen.

Kaldenkirchen 1860, im Geburtsjahr von Julius Grunewald

nicht aus. Auch sonst spielten wir ihnen Streiche jeder Art. Beliebt war z.B., sie in das Klosett von außen einzuschließen und sie erst auf Bitten und Flehen zu erlösen. Diese Lehrer wechselten oft, weil die Stelle schlecht bezahlt war! Ich selbst habe drei gehabt. Einer war ganz besonders ungeschliffen, er strich sich z.B. die Butter mit den Fingern aufs Brot und aß sie einfach stückweise vom Teller herunter! Irgend welche ethische Unterweisung konnten wir natürlich von diesen Lehrern nicht haben, auch die formalen Sprachkenntnisse waren gering. Wenn ich später noch etwas hebräisch gelernt habe, so verdanke ich es dem Gymnasium.

Dass unter solchen Umständen alles Religiöse in der Form stecken blieb und das Wesen dem Durchschnittsjuden gänzlich verborgen blieb, ist einleuchtend. Er sprach täglich mehrere lange jüdische Gebete – das Morgengebet z.B. umfasste 30–40 Buchseiten. Das wurde in einer halben Stunde heruntergeleiert – ohne jegliche Empfindung, ohne jegliche Andacht. Während dieses Gebetes sich zu unterhalten, war natürlich untersagt; dagegen wurden Fragen mit Zeichen beantwortet, eine ausführliche Zeichensprache nach Umständen unterhalten, wie es gerade erwünscht war.

Von dem gemeinsamen Gottesdienst ist nicht viel Besseres zu sagen, ja es war noch schlimmer. Man stand stundenlang in der Synagoge herum. Devries blaedderte, die Gemeinde blaedderte mit. Zwischendurch unterhielt man sich, lachte, zankte sich, spuckte in alle Ecken, machte Geschäfte und dergleichen. Die würdigen alten Leute enthielten sich dessen zwar, dachten aber nicht daran, es den anderen zu verbieten. Es wäre auch vergebens gewesen⁶⁶. Die Juden sind auch heute noch wie früher ein hartnäckiges und widerspenstiges Volk. Es musste schon schlimm zugehen, wenn Devries aus der Vorlesung des Thoraabschnittes heraus mit Stentorstimme rief „still a bische“ und dabei die Übeltäter, die meist seines eigenen Stammes waren, mit einem unbeschreiblichen aber mir heute noch vor Augen stehenden Ausdruck der Missbilligung traf.

Die jüdischen Gebete sind geradezu großartig. Sie sind fast alle von erhabener Schönheit. Alle Stufen menschlicher Empfindung durchlaufen sie. Höchste Freude, tiefstes Leid, Ergebenheit und Verzweiflung, höchste Hoffnung, tiefster Pessimismus!

⁶⁶ Grunewalds Schilderung scheint keine örtliche Sondersituation zu charakterisieren. Anlässlich der Neubesetzung des Krefelder Oberrabbineramtes erschien in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ ein Artikel der sich mit dem geringen Niveau des jüdischen Gottesdienstes am Niederrhein befasste. Zitiert von Ludwig HÜGEN, *Jüdische Gemeinde am Niederrhein – ihre Geschichte – ihr Schicksal*. Willich 1985, S. 98.

Die ganze Geschichte unseres unglücklichen Volkes klingt aus ihnen wieder! Die meisten Gebete sind Dichtungen bedeutender Meister, auch nach David, Salomon und dem Dichter des Buches Hiob hat das jüdische Volk noch zahllose hervorragende Dichter hervorgebracht und ihre schönsten Werke sind in die Tfiloh, das Gebet, übergegangen.

Das ging an der Menge spurlos vorbei! Sie plapperten das Eine so verständnislos wie das Andere.

Zu dieser Menge gehörte ich nicht. Von früh auf sind mir die Gebete zu Herzen gegangen. Wir hatten die Gebetbücher des ganzen Jahres mit doppeltem deutschen und hebräischen Text. Durch den deutschen Text inhaltlich unterrichtet, begriff ich die wunderbare Schönheit auch des Hebräischen, und die uralten Gesänge, in denen er vorgetragen wurde und die sich dem Inhalte ebenmäßig anschmiegen, ließen mich die künstlerische Harmonie des Ganzen tief empfinden. So erfüllte sich mir die religiöse Übung mit wirklichem Inhalt. Besonders der hohen Feiertage erinnere ich mich mit großer Freude! Sie erhielten für uns Kinder eine Weihe dadurch, dass unser Vater als Vorbeter wenigstens für gewisse Teile des Gebetes auftrat. Er trug bei dieser Gelegenheit das sogenannte Zargeness, das Totenhemd, einen bis auf die Füße reichenden Leinwandmantel sowie eine leinene Mütze von der Gestalt einer phrygischen. Devries sprach zu Beginn des Gottesdienstes den alltäglichen, auch für die hohen Feiertage geltenden Text. An einem bestimmten Punkte setzte mein Vater ein. Wenn er dann aus seinem Platze heraustrat, das Gebetbuch vor sich her tragend und leuchtenden Auges mit seiner hellen und klaren Stimme das „Hamelech, jauschew als Rissei rechamin, der König thront auf dem Throne der Barmherzigkeit“ anstimmte, so ging es wie ein Schauer von Erhebung und Wonne durch uns, und mit verdoppeltem Eifer beteten wir und wiederholten wir die Rezitative.

Der Synagogengesang spielte auch in das Familienleben hinein. Mein Vater liebte es, zu Hause⁶⁷ des Abends zu üben, wir hörten die Gesänge sehr oft und lernten sie infolge dessen so gut, dass jeder von uns ohne große Mühe als Vorbeter hätte auftreten können. Wir hatten alle gute Stimmen und eine natürliche Begabung für Musik. Am meisten mein Bruder Albert, der eine ganz ausgezeichnete Stimme hatte und auch im Synagogengesang Besonderes leistete, so dass er schon als Knabe als Vorsänger auftrat, ebenso wie in den profanen Konzerten des Gesangsvereins meiner Vaterstadt. Ein leidenschaftliches Liebeslied, das er einst dort zu singen hatte, erregte nicht mit Unrecht den Zorn seines Lehrers, des Rektors Billen. Dafür war allerdings mein Bruder nicht verantwortlich. Mein Bruder war leider sonst keine Zierde der Familie und hat ihren Bestand und ihre Sicherheit leider so gut wie untergraben! Er wurde ein sogenannter Kaufmann ohne besondere Schulung und Bildung in diesem Berufe. Wäre seine Stimme ausgebildet worden, so hätte vielleicht ein hervorragender Sänger aus ihm werden können. Singen konnten wir aber, mit Ausnahme der beiden ältesten Geschwister alle; nach Albert war Amanda besonders musikalisch begabt. Trotz geringem und minderwertigem Klavierunterricht spielte sie mit Feuer und Geschick besonders das leichte musikalische Genre und sang dazu. Chorgesang war bei unserer Familie häufig, besonders an langen Winterabenden. Ob es immer schön war, weiß ich nicht, jedenfalls hat es uns selbst viel Freude gemacht und war in der Enge der Kleinstadt zweifellos die harmloseste und befriedigendste Unterhaltung.

Die hohen jüdischen Feiertage waren naturgemäß die Marksteine des Jahres! Nach ihnen ging jede Berechnung und Erwähnung. Über diese Dinge will ich aber mich hier

67 In der Vorlage heißt es: „Mein Vater liebte es sich zuhause ...“.



Ruine der 1938 zerstörten Synagoge in Kaldenkirchen, die 1873, als Julius Grunewald 13 Jahre alt war, errichtet worden war. Aufnahme: Irene Pilz

nicht weiter verbreiten. Vom Zederabend ist ja schon so viel geschrieben worden. An ihn wurde ich kürzlich erinnert, als ich in einer italienischen Zeitschrift eine Abhandlung über das Pessachfest fand (in Gardone) und in dieser die selben uralten Holzschnitte, die die Hegedahs unseres Hauses schmückten – als ein höchst interessanter und unerschöpflicher, unsere Phantasie lebhaft beschäftigender Bilderschatz.

Jedenfalls bildeten die jüdischen Feiertage die Marksteine unseres Daseins! Die Vorbereitungen zu „Pessach“, dem Feste des Auszuges aus Ägypten, hielten unsere Mutter wochenlang in Atem. ...

Also zu Pessach sollte „ungesäuertes“ Brot gegessen werden! Das wäre aber viel zu einfach gewesen! Wer sagt mir, dass nicht ein Krümchen, eine Molekül des täglichen Brotes dem Geschirr anhaftet? Also „ganz gesondertes Geschirr für Pessach“ und großer

Hausputz an sämtlichen Geräten, um das gefährliche Gesäuerte überall zu entfernen! Mit dieser Reinigung, „Kaschen“ genannt, hatte meine Mutter die ganze Woche vor Pessach eifrigst zu tun. Das tägliche Geschirr wurde auf dem Boden verstaut, und ganz Fromme, um sich jeden Besitzes an dem anstößigen Geschirr zu entäußern, schlossen mit den christlichen Nachbarn einen Verkaufsvertrag ab, nach dem das Geschirr für die Pessachwoche in ihren Besitz übergang. Ein Missbrauch dieses Scheinverkaufes seitens christlicher Nachbarn hat nie stattgefunden.

Ein ungeschriebenes Gesetz brachte auch die neuen Kleider der Kinder zu den hohen Feiertagen, die Sommerkleider zu Pessach (Ostern), die Winterkleider zu Rosch Heschonah (Jahresanfang), der bei den Juden in den Herbst fällt.

Die hohen Feiertage bildeten wie gesagt in unserm Leben einen Markstein. Die Tage selbst waren von langen Gottesdiensten mindestens dreimal täglich ausgefüllt. Hierzu kam am Pessach auch die religiöse häusliche Feier der „Seder“, der Verlesung der Hagadah. Über jedes dieser Feste könnte man ein interessantes Buch schreiben, aber ich will mich damit nicht aufhalten! Ich will im wesentlichen den persönlichen Eindruck schildern, den ich von den Festen und den religiösen Übungen überhaupt hatte. Ich bin ein frommes Kind gewesen. Ja, ich glaube sagen zu dürfen, dass ich eine religiöse Natur bin. Denn ich habe, auch als Erwachsener, stets wie Jakob mit Gott gerungen und selbst in meiner materialistischen, atheistischen Lebensperiode hatte⁶⁸

68 In der Vorlage „bat“.

ich stets das Bedürfnis, meine Beziehung zum All nach Möglichkeit zu klären. Aber die Religion der Kinder war frei von Zweifel. Sie hielt sich an die hergebrachten Formen und ohne jegliche Kritik.

Dass die jüdische Religion die höchste sei, weil sie die einzige monotheistische sei, stand für uns fest, ebenso fest, dass die zahlreichen Gesetze, die das tägliche Leben in enge Fesseln schlugen, Gott gefällig seien, und dass ihr Übertreten von strengen Strafen gefolgt sein werde. In dieser Anschauung wurden wir auch dadurch nicht beeinträchtigt, dass wir ständig mit christlichen Kindern verkehrten, mit ihnen zusammen auf der selben Schulbank saßen, und dem ihnen erteilten Religionsunterricht beiwohnten! In ganz harmloser und zwangloser Weise. Während die christlichen Kinder ihren Katechismus, ihre Religionslieder, ihr neues Testament hersagten, saßen wir als stumme Zuhörer daneben! Wir hörten das alles und lernten es so gut wie jene.

Ich habe seit meiner Schulzeit eine ganz gute Kenntnis der protestantischen Religionslehren! Wir haben sie unwillkürlich vom Zuhören aufgenommen! Aber sie beeinflussten uns nicht. Wir wussten, wir waren Juden, und das ging uns nicht an. Wir hatten das nicht mit, wir brauchten das nicht zu lernen! Den anderen Kindern war das auch im wesentlichen Lernstoff, religiöse Empfindungen dem Gelernten gegenüber waren gewiss eine Ausnahme. Jedenfalls sollten wir jüdischen Kinder nicht beeinflusst werden und wurden es nicht. Es ist nicht vorgekommen, dass durch Teilnahme an dem Unterrichte in der christlichen Religion Zweifel an der Güte unserer Sache in uns erweckt worden wären, noch weniger dass ein jüdisches Kind zur christlichen Religion übertreten wäre! Wir nahmen das ganz harmlos „Jeder mot sin Denge hohn“, d.h. jeder muss seine angeborene Religion halten, war ein Grundsatz, der damals in schönen toleranten Zeiten als etwas Selbstverständliches galt. Natürlich verachtete der Christ den Juden, der Jude den Christen, aber doch mehr im allgemeinen, nicht den Einzelnen persönlich, mit der er auf ganz gutem Fuß stand. In dem Sinne gab es auch keinen Antisemitismus! Nur einzelne rohe Individuen riefen uns auf der Gasse „Jud, Jud“ nach, es gab auch einzelne als Reshohim bekannte Erwachsene, aber sie hatten keinen Einfluss, und wir nahmen keinen Anstoß, sie derb abzufertigen, wo wir mit ihnen zusammenstießen.

Indes ich bin von meiner persönlichen Religiosität abgekommen! Ich hielt als Kind die religiösen Dinge für selbstverständlich, gut und richtig, beobachtete sie streng, versäumte nie den Kirchgang, nahm ohne Kritik an jeder Übung teil; die beim Gottesdienste fehlende Andacht störte mich nicht, ich war selbst ein spielendes Kind, und dass die Erwachsenen die Dinge auch wie eine Spielerei behandelten, sah ich nicht und fand ich selbstverständlich. Der Umstand, dass in unserer Familie sämtliche Gebetbücher mit deutscher Übersetzung vorhanden waren, hat sehr viel dazu beigetragen, meine Beziehung zum Judentume zu verinnerlichen. Die ganze Tiefe religiöser Empfindung, die dem Judentume innewohnt, ist mir dadurch allmählich verständlich geworden, und hat mich längere Zeit hindurch förmlich berauscht. Insbesondere waren es die ernststen Feste, die mich ergriffen. Die Festtage gelegentlich der Zerstörung Jerusalems, die neun Tage der Buße zwischen Neujahr- und Versöhnungstag (Rosh Hoschonach und Jom Kippur) und andere mehr waren für mich wirkliche Quellen eines tiefen Innenlebens!

An den Festtagen stand man morgens in der Frühe auf, vor Tages Anbruch, begab sich zur Synagoge, dort erklangen alsbald nach dem üblichen Morgengebet die uralten Klagen um den Verlust des heiligen Landes, die eindringlichen Selbstanklagen ob der begangenen Sünden, das Flehen um Verzeihung, die Sehnsucht nach dem Erlöser, dem Messias! Die Geschichten der jüdischen Martyrer, die um des Glaubens willen jede



Als bittere Ironie der Geschichte muss man es wohl ansehen, dass Grunewalds geliebtes Elternhaus beim ersten Luftangriff auf Kaldenkirchen beim Durchzug deutscher Soldaten zum Überfall auf die Niederlande im Juni 1940 vollständig zerstört wurde.

Qual erduldet hatten und mit dem Rufe „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger“ auf den Lippen gestorben waren, lebte ich gewissermaßen selbst in mir durch. Die hohen Festtage selbst trugen einen anderen Charakter! Sie waren gewissermaßen eine Art Krönung. Sie waren der Ausdruck der Vorzugsstellung des auserwählten Volkes! Wir priesen Gott, wir erhoben ihn, wir demütigten uns vor ihm, aber in alledem lebte stark und gewaltig der Gedanke: Nur wir erkennen Dich, Allmächtiger, nur uns bist Du erschienen auf Horeb, nur uns hast Du die Gesetze gebracht, und unser Gebet dringt heute, an den von Dir bestimmten und geheiligten Tagen, an Dein Ohr. Wir waren sicher unserer Sünden und schlugen verzweifelt an unsere Brust, wenn wir – ihr genau vorgeschriebenes – in gemeinsamem Chorgesang sie zu Gott, in Zerknirschung und Reue empor trugen, aber wir wussten auch: Wenn der Abendstern am Horizont erscheint, dann hat uns Gott verziehen, dann sind wir eingetragen in das Buch des Lebens und können uns nach langem Fasten an Speise und Trank erlaben, geläutert und gereinigt durch die Feier der Versöhnung.

Ich darf es ruhig aussprechen, dass ich als Knabe alles dies in mir erlebt habe. Damals war ich mir dessen nicht einmal so völlig bewusst, es ist mir erst später, als ich über mich objektiv nachdachte, zum Bewusstsein gekommen. Ich war damals ein frommer Jude. Es gab deren unter der älteren Generation mehrere, unter der Jugend waren sie gewiss selten! Ich glaube, dass außer meinem Bruder Emil, der ebenfalls stark religiös veranlagt war, niemand unter meinen Geschwistern so lebhaft die Weihe religiösen Empfindens durchgekostet hat. ...

Diese Dinge habe ich im Alter von 12 bis 15 Jahren am stärksten durchlebt, nach dieser Zeit kam ich aus dem väterlichen Haus auf ein fremdes Gymnasium. Die Umgebung, in der ich damals lebte, war ebenfalls eine jüdisch-orthodoxe, indes fehlte ihr doch die Beziehung zum Inhalte der Religion, die religiösen Übungen waren Sache der Tradition und Erziehung und als solche unverletzlich und selbstverständlich. Immerhin hat mich das kaum beeinflusst. Ich stand, trotz meiner Jugend, geistig über dem Niveau des Hauses meines Oheims. Ich glaube, es war mehr der liberalfreundliche Zug der Zeit, der Religion und Bildung, die ich erstrebte oder vielleicht schon zu besitzen glaubte, schadete und der Religion und Bildung als feindlich gegenüber stellte. Der Gebildete schämte sich in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts der Religion. Es war eine Zeit der Aufklärung!

Die Massen sollten losgelöst werden aus den Fesseln der Kirchen, an die Stelle der Religion wurde der Begriff des Staates, an die Stelle der religiösen Bindung des Individuums der der freien Selbstbestimmung gesetzt. Als Jude war ich selbstverständlich politisch liberal – wurde damit auch den religiösen Vorstellungen fremd. Ich glaube, ich war damals religiös indifferent, habe auch die Synagoge nicht besucht – ich ging am Sonnabend in die Schule – habe aber, glaube ich, an Gott nicht gezweifelt. Das kam erst später, und ich will davon auch erst später erzählen.